

1286 95

Zur Geschichte des Deutschtums im Elsass.

Eine litterarhistorische Studie

von

Oberlehrer Otto Hubert.

Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums nebst Realschule
zu Landsberg a. W. Ostern 1904.

Landsberg a. d. Warthe.

Druck von Dermietzel & Schmidt (Inhaber: Paul Dermietzel).

1904.

1904. Progr. No. 88.

Zakład Historyczny
U. M. K.
w Toruniu

2099/1947

1408088

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
w Toruniu

Zur Geschichte des Deutschtums im Elsass.

Eine litterarhistorische Studie.

Ein Menschenalter ist dahin, in seinem Verlaufe zugleich ein Jahrhundert zur Rüste gegangen und ein neues dem Schofse der Zeiten entstiegen seit der letzten nationalen Erhebung und langersehnten Einigung der Stämme unseres Volkes zu einem mächtigen und achtunggebietenden Reiche, welchem die beiden dem Mutterlande durch List und Gewalt einst entfremdeten Stammlande Elsaßs und Deutschlothringen wieder einverleibt wurden. Eine solche, zumal doppelte Zeitwende stellt uns auf eine hohe Warte mit weiter Umschau, vor der wie eine weite Fernsicht die Entwicklungsgeschichte unseres Volkes sich ausbreitet, und es gemahnt uns, aus unserer realistisch und materialistisch gerichteten Zeit der schroffsten aufeinanderplatzenden Gegensätze, eines wüsten Interessenkampfes und zerklüftender Parteiung hinaus einen Rückblick zu tun und Zuflucht zu nehmen in jene kaum um ein Menschenalter hinter uns liegende große Zeit, damit wir, zumal die Älteren, die jene als Männer durchlebt haben, aus dem Schatze der Erinnerung Kraft gewinnen zu neuem Hoffen auf schöpferische Taten; „schöpferisch aber ist“ nach Wilhelm v. Humboldts Worte „allein der Idealismus.“

Kaum war, am 10. Mai 1871, zu Frankfurt a. M. der Frieden unterzeichnet, da begann, und zwar noch in dem laufenden Jahre, die endgültige Besitzergreifung der wiedergewonnenen Reichslande durch die Organisation der Verwaltung, der Rechtspflege und vor allem durch die Umwandlung der seitherigen Kaiserlichen Akademie zu Straßburg in eine deutsche Universität, die am 1. Mai des folgenden Jahres unter dem Namen „Kaiser Wilhelms Universität“ wieder eröffnet wurde.

Machen wir uns nun ein Bild von dem damaligen Stande des Deutschtums in dem neuen Reichslande mit Hülfe eines Vergleiches! Bekannt sind ja jene altehrwürdigen Pergamente mit wertvollen Handschriften, die später zum Zwecke abermaligen Gebrauches abgeschabt oder abgewaschen und dann mit einem anderen Text überdeckt worden sind. Erloschen und völlig vertilgt ist jedoch die Grundschrift nicht, und der Bemühung eines Kundigen gelingt es, sie in ihren Worten, in ihrem oft kostbaren Inhalte wiederherzustellen. Ein ähnliches Verhältnis tritt uns in dem neuen Reichslande entgegen: deutsch ist die überdeckte, aber unvertilgbare Grundschrift, deutsch sind durch uralte Sitte, Bildung und Stammeseinheit diese Marken, und die Nationalität des wiedergewonnenen oberrheinischen Gaus läßt sich

in der Tat einem jener mittelalterlichen Palimpsēste vergleichen, dessen deutsche Grundschrift zwar mehrere Jahrhunderte hindurch ein fremdartiger Überzug bedeckte, aber in so oberflächlicher und durchscheinender Weise, dafs die Mühe nicht allzu schwer sein kann, die Decke gänzlich zu entfernen und den unzerstörbaren Urtext in seiner alten Frische und Herrlichkeit wieder zu Tage zu fördern.

Dies will ich zeigen durch eine knapp gehaltene Darstellung der Entwicklung der deutschen Kunstdichtung im Elsaß, unterbrochen und belebt durch eine Reihe von Charakterbildern solcher Männer, die, dem Elsaß durch Geburt oder durch längeren Aufenthalt angehörend, auf die Entwicklung der Dichtung Einfluß ausgeübt haben; dadurch will ich zugleich zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß seit dem Beginne unserer Litteratur einen Beitrag liefern.

Bei der ehemaligen freien Stadt Weiffenburg a. d. Lauter ist der erste Stein zum Bau des neuen deutschen Reiches gelegt worden. Auch an die Spitze der folgenden Darstellung sei dieser bedeutungsvolle Name gesetzt. Das Weiffenburg aber, von dem jetzt die Rede sein soll, ist nicht jenes, auf dessen Höhen der glorreiche Siegeszug eröffnet ward, der schliesslich die zwei Jahrhunderte lang verwaist gewesenen Kinder der Mutter wieder ans Herz drückte. Dies Weiffenburg gehört einer weit zurückliegenden, vom Lichte der Geschichte erst matt beleuchteten Periode an, aus der nur wenige Überreste auf uns gekommen sind.

Es ist das Weiffenburg vor einem Jahrtausend, die im Schutze des Album Castrum gegründete Benedictinerabtei Wizzunburg, um die herum in einer den vollen Reiz und Reichtum süddeutscher Natur entfaltenden Landschaft erst nach und nach die Stadt selbst sich angesetzt hat. Dort führte um die Zeit König Ludwigs des Deutschen der Bruder Otfried sein klösterliches Stillleben der Arbeit und der Andacht. Sobald die Pflicht des Tages erfüllt, sobald am Altar und auf der Kanzel, im Chor und am Betpulte der Dienst des Ordens verrichtet war, alsdann während seine Ordensbrüder ihre mühsamen Abschriften wertvoller Bücher des Altertums auf geglättetem Pergament herstellen, die Anfangsbuchstaben derselben mit Gold und Silber, mit Purpur und Ultramarin und anderen kostbaren Farben sorgfältig und zierlich ausmalen, die Gönner und Schirmherren ihres Klosters in sorgsam gefeilt lateinischen Versen besingen und ihre Gärten, ihre Äcker und Weingelände bebauen, die Reben verschneiden oder Fruchtbäume veredeln, zieht sich Otfried in seine Zelle zurück und dichtet sein Evangelienbuch. Nicht auf Ehre und Ruhm vor der Welt ist er bedacht, nur das Heil seiner eigenen Seele und die Errettung seines Volkes aus den Banden des Unglaubens und der Unsittlichkeit hat er im Auge, indem er die Lebens-Wunder- und Leidensgeschichte, die Lehren und Aussprüche des Heilandes in sauber gereimte Verse bringt.

Noch mehr aber als seine Frömmigkeit und sein Glaubenseifer war es die Liebe zum deutschen Vaterlande und zur deutschen Muttersprache, was Otfried zur Abfassung seines Evangelienbuches begeisterte. Und darin beruht für uns die Bedeutung seiner Dichtung, nicht in ihrem poetischen Werte, der allein schwerlich ausgereicht haben würde, den Namen des Autors auf die Nachwelt zu bringen. Diese erste Offenbarung des Elsässer Geisteslebens, von der die Geschichte Akt nimmt, war zugleich eine Offenbarung des deutschen Geistes, ja mehr noch, sie war

ausgesprochenermassen zu dem Endzwecke ins Werk gesetzt worden, dem Deutsch-
tum in einer seiner wesentlichsten Äußerungen, der Sprache, zu der ihm gebüh-
renden Geltung vor der Welt zu verhelfen.

Hören wir Otfried selbst aus einigen der Eingangsstrophen seiner Dichtung
in nhd. Gewandung:*)

- | | |
|---|---|
| <p>6. Gar manchen Mann der Eifer trieb,
Und eilig an die Arbeit geht,
7. Und soll der Deutsche ganz allein
Nie seine Sprache dazu bringen,
8. So eile denn, o Seele traute,
Die Gottesweisen lass sich heben,
9. Und reisse mit dem klaren Sinn
Lass schreiten dann gelenk und süsse
10. Auf deiner Regel klaren Wogen
In hellem Freudenton erwache
11. Auf, eile, deines Gottes Willen
Der Frankensang tön' in die Welt,</p> <p>41. Nun aber schreib ich unser Heil,
Es werde ringsumher gesungen,
42. In diesen Tagen nie erklang
Und nun sei er von ihrem Wort
43. Er hebe sie zu sich herein
Denn wallt er mit in ihren Landen,
44. Doch mit der fremden Völker Zungen
Nun hören alle hocheufreut,
45. Auf, singen wir den deutschen Sang!
Und wer von Minnelust bewegt
46. Herr Christ, dir sei emporgesungen
Und unsre Sprache sei erhoben,</p> | <p>dass er in seiner Zunge schrieb,
bis sie empor in Ehren steht.
nur unter ihnen säumig sein?
in ihr sich Gottes Lob zu singen?
erklingen lass den lieben Laut,
dass sie in hellen Tönen schweben.
die Herzen dir gebunden hin,
all' deiner Liederverse Füße.
komm' Gottes Predigt angezogen,
nun deines Volkes edle Sprache,
durch all' dein Leben zu erfüllen.
auf, werde Gottes Liederheld.</p> <p>das Evangelium sei mein Teil,
in meines Frankenlandes Zungen.
dem Herrn und Christ sein Lobgesang,
gepriesen fröhlich fort und fort.
und lade sie zum Glauben ein,
so ist hier alles neu erstanden,
ist keinem er ins Herz gedrungen.
was ihres Gottes Huld gebeut.
Wer will, den freue unser Klang,
sein deutsches Volk im Herzen trägt.
in unsrer Heimat trauten Zungen,
dich ohne Wandel hoch zu loben.</p> |
|---|---|

Der Wunsch also, sein geliebtes Volk auch noch dieses Vorzuges teilhaftig
zu machen, das Lob Gottes in eigener Zunge zu singen, war es, was Otfried den
Griffel in die Hand drückte. Es war die Zeit der großen Sprachscheidungs.
Romanisches und Germanisches begannen sich von einander zu sondern und in
bestimmte Gebiete abzugrenzen, und zum ersten Male ward der Name „Frank-
reich“ genannt als Gegensatz zum Namen „Deutschland“. Mit Bekümmernis
nahm Otfried wahr, wie die Vornehmen seines Volkes, die Gebildeten und Gelehrten
sich ihrer Muttersprache schämten, weil ihr noch die feine Form, der Schliff des
Ausdrucks fehlten, welche die römische und griechische Sprache zierten. Wer
mochte verbürgen, daß in der großen Krisis sein vaterländisches Idiom nicht zuletzt
völlig verloren ging, weil niemand sich Mühe gab, es zu pflegen, es durch Regeln
der Grammatik zu lesbarem Schriftdeutsch zu schulen? Er will es tun, der Erste,
der nach Karl dem Großen sich die Ausbildung der deutschen Sprache angelegen
sein läßt. Diese Arbeit soll fortan sein Lebenszweck werden.

*) Verkürzende Übersetzung von G. Rapp. Die glattere Übersetzung von J. Kelle ver-
wischt durch modernen Ausdruck zu sehr das Holprige der unbeholfenen Darstellung Otfried's.
Nhd. = neuhochdeutsch.

Otfried ist der erste eigentliche Schriftsteller unserer Nation, er gibt seine eigenen Gedanken und Empfindungen der Öffentlichkeit preis und belegt sein Schaffen zuerst selbst mit der Bezeichnung „Dichten.“ Denn vor ihm gab es keine durch Schrift festgehaltene Poesie. Man kannte nur Sänger. Diese „fuhren“ durch das Land und trugen an den Königs- und Herzogshofen die alten Volkssagen, die Lieder von Hildebrand und Hadubrand, von Gudrun und Beowulf, die nicht von einzelnen Verfassern ersonnen und niedergeschrieben waren, an denen vielmehr das ganze Volk als Urheber und Fortbildner teil hatte, zur Harfe vor, während die Zuhörer die altvertrauten Strophen mitsangen oder doch an gewissen Stellen im Chore einfielen. Auch das altlere Seitenstück zu Otfrieds Evangelienbuch, der „Heljand“ (Heiland), jene altsachsische Evangelienharmonie, die dreissig Jahre früher entstanden sein mag, uns aber viel später bekannt geworden ist, als Otfrieds Dichtung, trägt noch durchaus das episch-objektive Gepräge der alten Volkspoesie. Nirgends tritt die subjektive Persönlichkeit des Dichters oder der verschiedenen Dichter dieses Kleinodes unserer Litteratur zu Tage, vielmehr glauben wir, das gesamte Sachsenvolk aus der Dichtung heraus zu hören.

Zu dieser Volkspoesie stellt sich Otfried in geflissentlichen Gegensatz. Er will ein Erzeugnis regelrechter Kunst liefern, will die Nation in die weltentruckten, höheren Regionen emporziehen, in denen er, der Gelehrte und Priester, schwebt. Aber wie weit bleibt sein mühsam gearbeitetes Werk zurück hinter dem alles mit sich fortreisenden Strome ursprünglicher Begeisterung und Leidenschaft, der im „Heljand“ an uns voruberwallt. Wo dieser mit markigen Strichen seine Gebilde gleichsam in Fleisch und Blut verwandelt, da beschreibt und allegorisiert, dogmatisiert und mysticiert, lehrt und predigt Otfrieds Gedicht und ermüdet durch Breite und Wortschwall, und schöpferische Kraft, gestaltgebende Erfindung und Ausdrucksweise sucht man in ihm vergeblich. Das ganze Werk krankt an einer peinigenden Eintönigkeit, aus der uns die sonnambule Ode des Klosters anweht. Immer ist es der Mönch, der zu uns spricht. Fern ab von seiner Klausur rauscht die grofse Flut des Lebens, in der allein Epos und Drama gedeihen.

Dennoch aber würde man fehlgehen, wollte man Otfrieds poetische Begabung überhaupt leugnen. Manche seiner Naturschilderungen sind kleine Meisterstücke von Stimmungsbildern, die eine feine dichterische Empfindung bekunden. Vor allem aber höre man, wie er die Mutterliebe, die „Seligkeit der Mutterbrust“ verherrlicht. Diese Stelle offenbart eine solche Gefuhlsinnigkeit, entspringt einem so echt menschlichen Zuge, dafis ich mir nicht versagen mag, auch diese in nhd. Gewande mitzuteilen:

„Da konnt' in ihren Armen
Als jungfräuliche Gabe
Heil sei dem Weib, an dessen Brust
Das ihn anlacheln konnte,
Heil ihr, die ihm gewähren
Die ihn in Schlummer wiegte,
Selig das Weib, des zarte Hand
Das seine Lagerstatt
Ja selig sie, in deren Hut
Selig der Arm, die Hand,

das Gotteskind erwarmen;
bot sie ihm süsse Labe.
der Heiland lag in sel'ger Lust,
an seinem Blick sich sonnte.
durft' irdisches Ernähren,
sich traulich an ihn schmiegte.
um ihn die weiche Hülle wand,
mit ihm geteilet hat.
ein solches Kind geborgen ruht,
die liebend ihn umwand.“

Kann das Mutterglück bei aller Schlichtheit des Ausdrucks wohl beredter und rührender gesungen werden? Zwar ist's die Himmelskönigin, der die Worte gelten, aber der Sänger ist hier nicht der in mystischer Andacht verzückte Mönch, es ist der Mann, der das Weib, der Sohn, der die Mutter feiert. Wem solche Worte über die Lippen strömen, in dessen Brust klopft ein Dichterherz, und nicht seiner eigenen Schuld, sondern nur der seiner Zeit und seines Lebensganges ist es beizumessen, wenn er die Ziele der Dichtkunst auf einem Wege erstrebt, auf dem sie nicht zu erreichen sind. Für uns haben die herzigen Verse noch ihren besonderen Wert: sie sind der Spiegel eines deutschen Gemütes, die Vorklänge jener Lyrik, die drei Jahrhunderte später auf demselben oberrheinischen Boden erblühte, und in welcher das Deutschtum einen so herrlichen Ausdruck fand.

Für den Gesichtspunkt unserer Darstellung von geringerer, für die Geschichte unserer Poesie überhaupt aber von hoher Bedeutung ist es, daß mit Otfried die deutsche Verskunst eine neue Entwicklungsstufe betritt. Er verläßt die bis dahin allgemein angewandte metrische Form der Alliteration oder des Stabreims, um statt ihrer das jetzt noch herrschende Princip, den Endreim, anzuwenden.

Das Werk, wie schon gesagt, eine ziemlich wortreiche Paraphrase der Evangelien, zerfällt in fünf einzelne Bücher: 1) Die Geburt des Herrn und Sanct Johannes der Täufer; 2) die Jünger, erste Wunder, Ausbreitung der Lehre; 3) die Wunder des Heilands erschüttern den alten Glauben der Juden, 4) die Leidensgeschichte, 5) Auferstehung, Himmelfahrt, Weltgericht. Eigentümlich ist der Grund, den Otfried selbst für diese Fünfteilung angibt: seine Arbeit, meint er, solle den fünf Sinnen entsprechen, deren Läuterung sie bezwecke.

Erhalten ist uns das Gedicht des Weissenburger Mönchs in drei verschiedenen Handschriften. Die eine, die sogenannte Freisinger, verwahrt die Bibliothek zu München; eine zweite besitzt die Wiener, die dritte die Heidelberger Bibliothek; vollständig ist nur die Wiener. In dieser sind die Namen der beiden Freunde Otfrieds erwähnt, die seiner Klostersgenossen im Stifte zu Wizzunburg, Hartmuot und Werinbraht. Vom Ersteren aber wissen wir, daß er 872 zum Abte von St. Gallen erwählt wurde; hieraus läßt sich mit annähernder Gewißheit folgern, daß Otfrieds Gedicht um das Jahr 870 vollendet worden ist.

Wie von dem Jahre der Geburt Otfrieds, so haben wir auch von seinem Todesjahre keine Kunde. Möglich ist es, daß er noch Zeuge war von dem Zusammenbruch des ungeheuren Reiches, das 120 Jahre früher der große Karl gegründet und zur Weltmonarchie erhoben hatte; indessen nicht eine einzige Stelle seines Buches deutet darauf hin, daß diese Katastrophe in seinen Gedankenkreis getreten ist. Auch nicht mit dem letzten matten Wellenringe scheint die Brandung der Zeit die Zelle berührt zu haben, in der sich Otfried in sich, in seinen Gott und sein Gedicht versenkte. Der Pulsschlag des allgemeinen Lebens traf den Weltentrückten nicht.

Eine Kluft von tausend Jahren trennt uns von dem Weissenburger Mönche und seinem Werke. Wer liest, wer möchte dies heutzutage noch lesen? Fremd und unverständlich, wie die Zeit seiner Entstehung mit ihren Anschauungen und Gefühlen, ihren Wünschen und Hoffnungen, ihrer Lust und ihrem Weh, so liegt

Otfrieds Gedicht hinter uns im fahlen Morgenrauen der Geschichte. Und dennoch wer möchte seinem Verfasser den Ehrentitel eines nationalen Dichters versagen. Ist doch sein Buch eine Frucht des deutschen Patriotismus, die unschätzbare Fundgrube für die Kenntnis unserer Sprache. Dafs aber dieser deutsche Dichter, der erste, dessen Name uns überliefert ist, dem Elsaß angehört, eine „Wacht am Rhein“ gegen den romanischen Westen; und dafs die erste Äusserung des Elsässer Geisteslebens, von der die Geschichte meldet, ein Erzeugnis deutschen Denkens und Fühlens, ein Werk des Deutschtums ist, das wollen wir in treuem Gedächtnis bewahren.

Ebenso wird es das Volksgemüt nie vergessen, dafs unsere deutsche Poesie im Elsaß eine alte Heimat besitzt. Im Herzen des Wasgauwaldes ragte am Bande eines tiefen Engpasses der Wasen- oder Wasichenstein empor. Dort schlug Walther von Aquitanien die grimme Schlacht wider den Burgundenkönig Gunthar, die das markige Waltharilied besingt. Lüstern nach den Schätzen, die der Held, samt seiner Geliebten Hiltgund vom Hofe König Etzels entflohen, mit in sein Heimatland nimmt, verlegt ihm Gunthar mit anderen Kämpen den Weg über das Gebirge, Walther aber wirft alle seine zwölf Gegner zu Boden. Er haut Gunthar den Fufs ab und schlägt seinem alten Genossen Hagen von Tronje Zähne und Auge aus, büßt indes selbst seinen Arm auf der Wahlstatt ein. Schliesslich versöhnen sich die Streiter und scherzen über die Verstümmelungen, die sie einander angetan haben.

Derselbe Wasgauwald ist es, auf den unser grofser Nationalepos hinweist. Im Schatten der Elsässer Berge schürzt sich der Knoten des Nibelungenliedes. Hier wird Kriemhilds Rache entflammt. Auf einem Jagdzuge in den Vogesen stöfst derselbe wilde Hagen von Tronje, des Burgundenkönigs treuer Dienermann, den einst Walther von Aquitanien besiegt hat, von der erzürnten Brunhild angestachelt, dem edlen Helden Siegfried den mörderischen Ger zwischen die Schultern, sodafs der rote Lebensstrom hoch aufspritzt und rundum Rasen und Waldblumen färbt.

Noch herrschte über das Reich der gewaltige Sachsenkaiser, der erste der Ottonen, da erwachte zu Strafsburg am Rheine schon der Meistersang. Wie S. Strobel in seiner „vaterländischen Geschichte des Elsasses“ berichtet, stand in einem aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Buche der im letzten Kriege leider in Brand geschossenen Strafsburger Bibliothek zu lesen:

„Erstlich in dem Teutschland
fing an das Meistersingen:
man zählt neunhundert Jahr zur Hand
zwei und sechzig der Dingen, (=dazu)
der erste Otto war so (=damals)
und thät das Reich erhalten.

Viel früher also als in andern deutschen Städten ist die Dichtkunst im Elsaß auch durch ihren handwerksmässigen Betrieb, den sogenannten Meistersang, in Aufnahme und Schwung gekommen.

Wir treten ein in das Jahrhundert der schwäbischen Kaiser. Wie keines weder vor noch nach ihm verklärt es der Schimmer der Poesie, und nicht zum

wenigsten in seinem tragischen Ende; ja die Hohenstaufenzeit, wie sie getragen wird von großen, weltbewegenden Ideen, ist zugleich die verkörperte Poesie, und deshalb lebt ihr Andenken so unverlöscht und unverlöschlich fort im Herzen des deutschen Volkes.

Versetzen wir uns zurück in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Der Gedanke, die heiligen Stätten des Christentums den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen, der Tausende und Abertausende das Kreuz nehmen heißt, Könige und Herzöge, Bischöfe und Edle, Bürger und fahrendes Volk, der Friedrich den Rotbart noch als Greis in die Scharen der gewappneten Pilger treibt; die Einwirkung des Orients mit seinem Märchenglanze und höheren Bildungsstand auf die äußere Gestaltung des Lebens, auf Kunst und Handwerk, auf Handel und Wandel, auf Denken und Sinnen des Abendlandes; das Rittertum mit der Romantik seines Frauendienstes; das Minnelied, das, innig und lauter und von einem uns verlorenen Wohllaut der Sprache, plötzlich aus mehr als hundert Kehlen deutscher Nachtigallen erschallt; der Sängerkreis auf der Wartburg in Thüringen, wo der tiefdenkende Wolfram von Eschenbach, Deutschlands Dante, in seinem „Parcival“ und „Willehalm“ den höchsten Ideen des Menschen dichterischen Ausdruck leiht; die Römerfahrten der Kaiser, die der Nation die Lust an abenteuerlicher Rittertat in die Brust pflanzen; die Aufzeichnung unseres großen Nationalepos, das die Erinnerung an eine gewaltige Vorzeit wach erhält — dies alles gibt Kunde von dem überschäumenden poetischen Inhalt, der die Zeit erfüllt.

Vielleicht mehr noch als anderswo regt sich diese Poesie im Elsaß. Das Elsaß kann ja als die eigentliche Provinz der Hohenstaufen gelten, denn im Elsaß sehen wir dieselben häufiger und länger weilen, als in andern Reichsländern. Am Saume des Hagenauer Forstes, auf einem Eiland der Moder, erbaut sich Barbarossa eine kaiserliche Pfalz. Zu Hagenau versammelt er auf mehreren Reichstagen die deutschen Fürsten und Bischöfe; einer frommen Stiftung Hagenau wendet sich seine letzte Sorge zu, ehe er zu dem Kreuzzuge ausreitet, von dem er nicht heimkehren sollte. In Hagenau rührt Heinrich VI. sein süßstönendes Saitenspiel, und hier erscheint vor ihm der seiner Haft auf dem Trifels entlassene König Richard Löwenherz von England. In Hagenau schlägt Friedrich der Zweite, der sonst so selten auf deutschem Boden residiert, oftmals Monate hindurch sein durch Kunst und Wissenschaft verschöntes Hoflager auf. In der Burg zu Hagenau endlich verwahren die schwäbischen Kaiser die Kleinodien des Kronschatzes.

So erscheint uns das Elsaß dem Hohenstaufenglanze näher gerückt als das übrige Deutschland. Den Rhein entlang durch das Elsaß ziehen die Kaiser mit ihrem schimmernden Rittergefolge über Burgund gen Rom; durch das Elsaß nehmen die Kreuzfahrer aus dem Reiche, aus Frankreich und England ihren Weg nach den italischen Häfen, aus denen sie gen Joppe und Accon segeln. Im Geleite der Kreuzheere ist auch der französische Trouvère keine seltene Erscheinung im Elsaß. Ein ewig bewegtes, buntes, reiches Leben voller Pracht, voller Romantik und Poesie rollt mithin am Auge des Elsässers vorüber. Wie hätte ein solcher Strom von Bildern und Anregungen ohne Einfluß bleiben können auf einen geistig und gemüthlich so empfänglichen Stamm wie den oberrheinisch-alemannischen!

Schon unter den ersten Hohenstaufen ertönt denn auch hell und laut der Minnesang der Elsässer Poeten. Den Chor eröffnet ein Sohn der oben genannten elsässischen Kaiserstadt Reinmar von Hagenau. Leidenschaftliche Weisen sind es nicht, die der Hagenauer Ritter anschlägt, keine von innerer Glut durchbebten Lieder, aber seine Verse tun ein sehr gefälliges Talent, ein feines Formgefühl und eine erstaunliche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks dar. Dabei wird die Dichtung durch eine schalkhafte Laune gewürzt, während zugleich eine naive Freude an der Natur und ein bei aller Minneseligkeit sittlicher Ernst wohltuend berühren. Wie allerliebste, wenn er singt:

„Wohl ihm, den der Vöglein Singen
Tröstet und der Blumen Schein!
Wie mag die Freude ihm gelingen?
Und will er froh durch beides sein:
So hat er die Wahl:
Blumen springen,
Vöglein singen
Wonniglichen Schall.“

Wie würdig hebt es sich ab von dem meist recht losen Liebesgetändel anderer Dichter seiner Zeit, wenn er die Mahnung ausspricht:

„Wer Scham hat, der mag wohl Freunde gewinnen,
Sie ist aller Tugenden ein Spiegel gar.
Durch Scham nimmt man alle guten Dinge wahr.
Sollten auch die Reichen sie gern minnen.“

Reinmar von Hagenau ist in seinen Tagen viel bewundert worden, und sogar der Fürst der mittelalterlichen Lyriker, Walther von der Vogelweide, hat seiner eigenen Versicherung nach die „Hagenauer Nachtigall“ sich zum Vorbilde genommen, dies aber freilich durch seinen tiefinnerster Brust entströmenden Gesang, eine für alle Zeiten mustergiltige Poesie, völlig in den Schatten gestellt.

Neben Reinmar singt ein anderer elsässischer Dichter, Friedrich von Hausen, aus einem edlen und am Hofe Barbarossas hochangesehenen Geschlechte, der sich seinen Burgstall unweit Benfelden an der Jll erbaut hatte; aber auch rheinabwärts in der Pfalz scheint er ansässig gewesen zu sein. Mit Friedrich Barbarossa, an dessen Hofe er, wie gesagt, in hohen Ehren stand, zog er nach dem Morgenlande in den heiligen Krieg. Dort, und zwar nur wenige Tage zuvor, ehe den Kaiser die Fluten des Selef in den Tod hinabrissen, fiel der mutige Kämpfer, nachdem durch seine Tapferkeit Philomelium in Kleinasien mit kühnem Handstreich erobert und den Saracenen entrissen worden war. „Das ganze Heer erhob statt des Siegesgeschreies laute Klage um den gefallenen Helden“.*)

In Friedrich von Hausen schauen wir das Urbild des dichtenden Ritters und des ritterlichen Dichters der Hohenstaufenzeit. Er kämpft, wo es Kampf gibt, als treuer Lehnsmann seines kaiserlichen Herrn; er „fährt“ wagemutig auf Abenteuer durch die Lande; er ist Liebling bei Hofe und Meister in allen höfischen Künsten, in Galanterie und Ritterspiel; er huldigt der erkorenen edlen Frau und zeigt sich bei aller Minnelust doch als einen frommen „Krieger des Himmels“, wie denn in

*) Vilmar, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

dieser Ritterpoesie, Frauendienst und Gottes- und Marienkultus vielfach durch- und ineinander fließen. Friedrich von Hausens Minnelieder sind von seltener Zartheit und — hierin den meisten ihrer Gattung unähnlich — offenbar nicht bloßes Spiel der Phantasie, sondern Erzeugnisse wahrer Empfindung. Die meisten sind, im Felde gedichtet, wehmutsvolle Liebesgrüße aus der Ferne an die Holde in der Heimat. Gelegentlich greift er auch wohl mit kräftigerer Hand in die Saiten. So ist uns eines seiner Lieder erhalten, in dem er seine sittliche Entrüstung über eine Reihe von Standesgenossen ergießt, die feige von dem Kreuzzuge zurücktreten, nachdem sie sich einem solchen gelobt haben. *)

Ein Menschenalter früher, aber auch schon der Hohenstaufenzeit angehörend, lebt im Elsaß ein dritter Dichter. Er ist ein „fahrender Mann“, der sich selbst Heinrich den Glichesaren, d. h. den Gleifsner, nennt, womit er andeuten will, daß der Name, den er sich beilegt, nicht sein wirklicher, sondern ein verstellter, ein angenommener sei. Er versucht sich auf einem ganz anderen Felde, wie der Hagenauer und der von Hausen. Er nimmt sich der uralten deutschen Tiersage an, der Sage von Reginhart oder Reinhart (dem Erzharten, in Schlaueit Unüberwindlichen), dem Fuchse und Isengrim (dem mit der eisernen Helmmaske) dem Wolfe, die noch heute das Volk in so hohen Ehren hält. Die Tiersage ist ein eigenartiges germanisches Erzeugnis, war aber durch die Franken nach Frankreich überführt und uns dadurch entfremdet worden. Da kam der wackere „Glichesare“ und dichtete eine französische Erzählung in schlichten deutschen Reimen nach. Sein Werk, „Isengrims oder des Wolfes Not“ geheissen, das aus zehn einzelnen Geschichten vom Fuchse und dem Wolfe besteht, ist ein halbes Jahrhundert später von einem ungenannten Dichter in kunstvollere Formen gegossen worden; immerhin aber haben wir es dem „fahrenden Mann“ aus dem Elsaß zu danken, wenn wir uns noch jetzt an der naiven, neckischen alten Tiersage erfreuen.

Wie völlig erbleicht jedoch der Glanz aller dieser Dichter vor dem Sterne, der neben ihnen aufleuchtet, vor dem unsterblichen Meister Gottfried von Straßburg, der herrlichsten einem unter den Dichtern aller Zeiten und Völker. Auch diesen größten Dichter der ersten Blütezeit unserer Nationallitteratur, auch ihn, dessen glühende Töne noch heute alle Herzen schmelzen, dessen Liebesgesang von „Tristan und Isolde“ vielleicht nur in Shakespeare's „Romeo und Julia“ ein gleich seelen- und inbrunstvolles Gegenstück gefunden — auch ihn hat uns das Elsaß geschenkt zum Pfande des deutschen Lebens, das in seinen Adern pulsiert.

Meister Gottfried von Straßburg — ein strahlender Name! Und dennoch welches Dunkel umgibt die Persönlichkeit seines Trägers! Wie uns jener Weisenburger Otfried eine halbmythische Erscheinung ist, so wissen wir auch von den Lebensumständen des Straßburger Gottfried wenig mehr als nichts. Als ein hellleuchtendes Kleinod unseres Schriftentums besitzen und hegen wir sein Gedicht, vom Sänger selbst, der es schuf, haben wir fast noch dürftigere Kenntnis als von den übrigen Minnesängern. Nur sein Name und seine Herkunft sind uns mit Bestimmtheit überliefert worden, in den Handschriften des „Tristan“ sowohl als der

*) Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses.

Minnelieder. Er gehört zu den wenigen Dichtern jener Zeit, die nicht ritterbürtig, sondern bürgerlichen Standes waren; sonst lagert über dem Leben dieses großen Dichters ein undurchdringliches Dunkel.*)

Kaum einem Zweifel jedoch dürfte es unterliegen, daß Gottfried, dessen Kindheit in das letzte Decennium des zwölften Jahrhunderts fällt, reicher oder doch wohlhabender Eltern Kind war, deren Mittel es ihnen erlaubten, ihrem Sohne eine das Maß bürgerlicher Verhältnisse überschreitende Erziehung zu geben. Die Weltuniversität für die humanistischen Studien, der sogenannten freien Künste, war damals Paris. Nach Paris wandte sich die Jugend aller Nationen, welche nach höherer Gelehrsamkeit oder feinerer Weltbildung trachtete. Von den Minnesängern hatten unter andern Otto von Freisingen und Walther von der Vogelweide ihre Studien in Paris gemacht, und man hat daraus gefolgert, daß auch Gottfried die Pariser Hochschule besucht habe. Mancherlei französische Worte und Citate in seinem Epos bekunden allerdings, daß ihm die Sprache des welschen Nachbarn geläufig war; allein auch ohne daß man einen Aufenthalt des Dichters in Paris voraussetzt, würde dieser Umstand nicht befremdlich erscheinen, da ja in jenen Tagen das Elsaß bereits das Vermittlungsglied zwischen deutschem und französischem Elemente bildet. Allerdings ist der Stoff seines Gedichts der britischen Artussage entnommen, und zwar nach einer französischen Bearbeitung derselben; aber diese abenteuerlichen britisch-französischen Erzählungen waren ja auch in nichtkeltischen Landen verbreitet, so daß es zu ihrer Auffindung nicht erst einer „Fahrt“ nach Paris bedurfte. Gottfried selbst erwähnt auch in der Einleitung zu seinem Epos die benutzte Quelle und hätte wohl, wäre ihm dieser Fund nur in Paris gelungen, dies dort mit einem Worte erwähnt.

Wie dem nun auch sein mag, das ist unbestreitbar: Gottfrieds Bildung war eine weit reichere, als die seiner sämtlichen Dichtergenossen, und er seiner Zeit überhaupt vorausgeeilt. Die Sprache, in der er dichtet, hat die Fesseln abgestreift, die den Gedankenausdruck der meisten anderen Minnesänger noch so steif und unbeholfen machen, seine ganze Lebensanschauung ist schon vom modernen Geiste durchhaucht und legt anderseits ein Verständnis der antiken Welt an den Tag, wie es sonst bei keinem Autor des Mittelalters uns entgegentritt.

Daß ein so liederreicher, so feingebildeter und weltgewandter Mann wie Gottfried, der sich ohnedies in der glücklichen Lage befand, seinen Neigungen leben zu können, mit den die Dichtkunst schützenden und zum Teil selbst pflegenden und übenden Fürstenhöfen in nähere Berührung gekommen ist, läßt sich annehmen. Er selbst feiert im achten Gesange seines „Tristan“ mehrere der um den Landgrafen Hermann auf der Wartburg versammelten Dichter, vor allen Walther von der Vogelweide, mit so innigen Worten, daß man sicher nicht fehlgeht, wenn man sich auch Gottfried von Straßburg als einen zeitweiligen Gast dieses hochberühmten Musenhofes denkt. Nur von Heinrich von Veldeke sagt er, er „habe ihn selber nicht gesehen.“ Auch mit Wolfram von Eschenbach scheint er am Hofe des Thüringer Landgrafen zusammengetroffen zu sein; jedoch die Beziehungen dieser beiden größten

*) Pfeifer's Germania III 59 und Freie Forschung Wien 1867 p. 111.

Dichter ihrer Zeit zu einander tragen einen ziemlich feindseligen Charakter. Denn während er die fünf Reigenführer des Minnesanges: „Herrn Hartmann von Auwaere“, „von Steinach Herrn Blicher“, „von Veldeke Herrn Heinrich“, „die Hagenauer Nachtigall, der ganzen Schaar Geleiterin“, und „die von der Vogelweide“, mit begeisterten Worten preist, verhöhnt er den Dichter des „Parcival“, und zwar weniger weil seine eigene sinnliche und sinnige Lebensanschauung dem erhabenen Mysticismus Wolframs so diametral entgegenstrebt, als wegen dessen unklarer und schwerfälliger Darstellungs- und Ausdrucksweise.

Als seinen vornehmsten Gönner verehrt Gottfried zwar nicht den Thüringer, aber einen anderen deutschen Fürsten, denselben, welchen auch Walther von der Vogelweide als seinen huldvollsten Protector feiert, den Markgrafen Dietrich den Vierten von Meissen, dessen Sohn, Markgraf Heinrich, selbst sich den Ruhm eines Minnesängers und als solcher den ehrenden Beinamen „Frauenlob“ erworben hat. Leider scheint er jedoch die Huld des Meissners nur wenige Jahre genossen zu haben, von 1212 bis 1215. Aus diesen durch ein Minnelied Gottfrieds festgestellten Daten geht hervor, daß der „Tristan“ in dem genannten Zeitraume begonnen und vollendet worden ist, — soweit ihn der Strafsburger Meister überhaupt selbst vollendet hat; denn er hat bekanntlich die Vollendung seines Gedichtes nicht erlebt.

Solch einen Sang hatte die Zeit noch nicht vernommen. Ein Zauber ohnegleichen war es, den Gottfrieds köstliche Dichtung wirkte, — als ergösse sich der geheimnisvolle Trank, der die Seelen Tristans und Isoldes an einanderbindet, feind in die Herzen der Hörer. Durch ganz Deutschland ging der Ruhm des Dichters, im Süden und Osten, im Westen und Norden des Reiches sog alt und jung begierig den Wohllaut seiner Verse ein, die Melodie einer Sprache, die gleich flüssigem Golde dahinwallt. Was deutsche Dichter bis dahin gesungen, wie kalt und schal erscheint es neben diesem Evangelium der Minne, diesem neuen Hohenliede der Liebe, das an Redeschwung mit dem biblischen wetteifert, gegenüber dieser Seelenglut, dieser elementaren Gewalt der Leidenschaft, die alle Welt berauschen! Und in der Tat, ein Strom von Schönheit fließt das Lied einher, unwiderstehlich in seiner heiteren Anmut, seiner reizenden Harmonie. Wie fein, wie zierlich gewandt sind die Betrachtungen, wie treffend, wie farbenprächtig und doch wie maßvoll die Bilder, an denen wir von Eiland zu Eiland auf den Wellen des Rhythmus dahingleiten! Eine gleiche Fülle poetischer Schönheit mit dem gleichlieblichen Schmelze der Sprache hat nach Meister Gottfried nur noch einer wieder über die Nation ausgestreut, derselbe, der uns das Elsass neu eingeweiht hat zur heiligen Stätte der Dichtkunst und sich selbst im Elsass von uralteutschem Geiste angeweht und beschwingt fühlte, — unser Wolfgang Goethe.

Nur wenige Dichter des Mittelalters sind es, die wir heute noch mit wahren Geistesgenusse lesen können, wenn wir nicht aus dem Sprachstudium Beruf machen. Bei den meisten wird durch das fremdartige Beiwerk, durch den breiten Bombast der Beschreibung und Schilderung von allerhand Äußerlichkeiten, von Fest- und Rittergepränge u. dergl. das Fremdartige des Stoffes noch erhöht und der innere Kern oft mit undurchdringlicher Schale überwuchert. Wie anders bei Gottfried von Strafsburg! Er liest sich in der Tat wie ein moderner Dichter: nicht bloß, daß

er unter allen deutschen Dichtern des Mittelalters unserer heutigen Denk- und Empfindungsweise am nächsten steht, er ist auch neben dem genialen Sprachkünstler zugleich ein unübertrefflicher Meister der Gestaltung und Charakteristik, ein Seelenmaler von bewundernswerter Kraft und Zartheit. Gewifs versteht auch er sich auf die Kunst des äußeren Ausschmuckes wie irgend einer, immer jedoch bleibt ihm das rein geistige Moment, Charakterzeichnung und Darstellung des Seelenlebens seiner Helden, die Hauptaufgabe. Und wie löst er diese! Wie leben und leiben seine Gestalten vor unsern Augen!

Gotfrieds Epos, das ja Fragment geblieben ist, haben zwei Dichter des Mittelalters fortzusetzen und zu vollenden versucht: Ulrich von Türheim (gegen 1240) und Heinrich von Freiberg (um 1300); bei keinem von beiden aber verspürt man einen Hauch vom Geiste des großen Strafsburger Meisters. Erst einem Dichter der neueren Zeit ist der Wurf gelungen, das Hohelied der Liebe von Tristan und Isolde in Gotfrieds vollen Tönen nachzusingen, Karl Immermann. Jedoch auch sein köstliches Epos ist Bruchstück geblieben, — ihn hat in Wahrheit mitten im Schaffen der unerbittliche Tod ereilt.

Wem von den Gebildeten unserer Tage es darauf ankommt, einen möglichst frischen und reinen Eindruck des Gedichtes zu erhalten, der lese die *Übersetzung* von Wilhelm Hertz (Stuttgart 1877), „wohl die beste, welche überhaupt irgend ein altdeutsches Gedicht erfahren hat“,*) eher eine pietätvolle Bearbeitung als eine philologisch treue Übersetzung, die, was die poetische Form betrifft, den Leser die unnachahmliche Grazie des Originals wenigstens ahnen läßt. Um dem Leser keinen Torso zu bieten, hat Hertz eine freie Bearbeitung der altfranzösischen Tristanfragmente beigefügt, die Gotfrieds verlorener Quelle am nächsten kommen und, wenn sie auch die Kunst dieses großen Herzenskündigers nicht erreichen, doch das Werk eines echten Dichters sind.

Eine dem Dichter wenig congeniale, etwas grämliche und einseitige Kritik hat freilich ihr Verdammungsurteil über Gotfried von Strafsburg gesprochen; nicht über seine dichterischen Leistungen, denn das wäre geradezu unmöglich, wohl aber über die Unsittlichkeit, die sein Tristan predige. Dieser Kritik ist Gotfried nur der Evangelist des Fleisches, der Poet des ungezügelten Sinnengenusses, der, um diesen zu feiern, alle sittlichen und bürgerlichen Gesetze mit Füßen tritt; dem das Gelüst alles, die eheliche Treue nur ein Wahn der Toren ist; der sich sogar von dem Geiste abwendet, der seine Zeit erfüllt, und aus dem seine eigene Dichternatur emporgewachsen ist, vom Christentume, weil dies mit dem von ihm verherrlichten Sinnenkultus nicht vereinbar ist.**)

Solchem eifernden Sittenrichtertum ist entgegenzuhalten: Gotfrieds „Tristan“ ist allerdings so wenig wie Goethe's „Faust“ und Shakespeare's „Romeo und Julia“, für Jugenderziehungsanstalten verfaßt; Gotfried ist auch nicht der Sänger der

*) Wilh. Scherer, *Gesch. d. deutsch. Litteratur*. Berlin 1883. S. 734. Verdienstlich und für die Geschichte des Deutschtums im Elsass von grundlegender Bedeutung ist auch das Buch von W. Hertz, *Deutsche Sage im Elsass* (Stuttgart 1872), besonders wegen der reichhaltigen Nachweise und Exkurse.

***) Vilmar, *Vorlesungen über deutsche Nationalliteratur*.

ehelichen Treue; zu preisen ist er aber als der, für welchen er selbst gehalten sein will: als der Sänger von Liebeslust und Liebesleid, als der Dichter der Welt,

„Die willig trägt in einem Herzen
Die süsse Qual, die lieben Schmerzen,
Die Herzenslust und Sehnsensnot,
Liebes Leben, leiden Tod,
Lieben Tod und leides Leben,
Dem Leben will er sein's ergeben,
Der Welt sich als ein Weltkind weih'n,
Mit ihr verderben und gedeih'n.“*)

Gottfrieds Epos „Tristan und Isolde“ ist die Offenbarung der Liebe, von der er, wie im Gegensatz zu jenen fischblütigen Sitteneiferern Karl Simrock so warm und treffend sich ausdrückt, „zuerst mit jener Inbrunst des seelenvollen Gefühls und in der naivsten Sprache auch mit dem hohen Schwunge gesprochen, welche des Tiefsinnes der Liebessage würdig sind, und für die ihm der Kranz gebührt, den ihm seine Zeit gereicht hat, und den ihm auch die Nachwelt nicht versagen wird.“ Gleich Homer und Sophocles, gleich Dante und Tasso, gleich Shakespeare und Cervantes, gleich Goethe und Schiller ist auch der Meister von Strafsburg der Unsterblichen einer, auch er der Dichter nicht nur seiner Zeit und seines Volkes, sondern aller Zeiten und aller Völker.

So hat denn beide, den ersten und den größten Dichter unserer deutschen Vorzeit, das Elsass erzeugt. Möge dessen das heutige Geschlecht des der Mutter heimgebrachten Reichslandes, dem die Politik der Fremden die Quellen seiner alten herrlichen Geschichte zu verstopfen und zu trüben beflissen war und noch heute im stillen sich bemüht, stets eingedenk sein und bleiben!

Mit dem Ende der Hohenstaufen verwelkt denn auch die blaue Blume der Romantik, welche den Zeitraum der großen Schwaberkaiser durchduftet. Die darauf folgenden beiden Jahrhunderte haben nichts von der poetischen Gloriele, die jene verklärend umstrahlt. Verklungen ist der Minnesang, im Verbleichen der Glanz des Rittertums, derb und hausbacken die Zeit, die nun kommt, mit ihrem prosaischen und verstandesmäßigen Realismus, ihrem vorwiegend auf die Dinge und Erfordernisse des praktischen Lebens, auf Handel und Wandel, auf Erwerb und Besitz gerichteten Streben. Aber die Zeit hat einen markigen Inhalt. Es ist die Zeit, die das Deutschtum in seinem tüchtigen Kerne zur Erscheinung bringt, eine Zeit ohne vielen Schmuck des Daseins, doch voll energischer, beharrlicher Arbeit, die Zeit des aufblühenden Bürgertums, der Entwicklung der städtischen Gemeinwesen zu „freien Reichsstädten“, in denen nunmehr das deutsche Leben seinen Quell, seinen Hort und Antrieb, seinen charakteristischen Ausdruck besitzt; unter diesen blüht auch eine ansehnliche Zahl elsässischer freier Städte, namentlich aber bietet Strafsburg das Musterbild einer wohlorganisierten Stadtrepublik dar, deren Verfassung rein deutsches Wesen widerspiegelt. Diese Zeit hat auch den Gedanken des Protestantismus als einen ureigenartig germanischen empfangen und geboren; denn keine der romanischen oder slavischen Nationen hat ihn in seinem Kerne zu

*) Wilh. Herz, Tristan und Isolde.

erfassen, keine ihn festzuhalten vermocht, auch Frankreich nicht, das nach kurzem Versuche der Reformation wieder den Rücken kehrt. In wenigen Ländern aber hat sich die Idee der Reformation so schnell, so erfüllend und ausschliesslich der Geister und Gemüter bemächtigt, ist sie so sehr zur Herzenssache des Volkes geworden wie im Elsass: ein schlagender Beweis dafür, daß der Elsässer unser Fleisch und Blut, Bein von unserm Beine ist in allen entscheidenden Fragen und Verhältnissen des Nationallebens im Gegensatz zum Franzosentume.

Lange vorher, ehe der große Thüringer Augustinermönch Rom den Fehdehandschuh hinwirft, geht denn auch schon ein protestantischer Zug durch das Land am Oberrhein. Das sagen uns die Namen eines Johannes Tauler, eines Johannes Geiler von Kaisersberg, und der letztere, ein Mann von packender Redegewalt, gilt unbestritten als der bedeutendste Vorläufer der Reformation im Elsass.

Doch nicht nur jene berufsmässigen Diener am lauterem Gotteswort sind es gewesen, die den aufgehenden Morgen der Reformation heraufführen halfen, auch die Dichtung im Elsass hat ihren Anteil daran. Dieselbe individuelle Kritik, die den Protestantismus erzeugte, zeitigte auch auf dem Boden der deutschen Dichtung die Blüte einer bis dahin nur wenig gepflegten Gattung, die Blüte der kritischen Sittenschilderung, der Satire; und auch der erste namhafte Vertreter dieser Gattung der Poesie, der rechtsgelehrte Straßburger Stadtschreiber Sebastian Brand,*) der Verfasser „des Narrenschiffs“, muß in gewissem Sinne zu den Vorläufern der Reformation gerechnet werden. Sein Buch hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, der neuen Lehre die Wege zu bereiten, und nicht bloß im Elsass, sondern in ganz Deutschland, ja über dieses hinaus; denn jeder, der damals auf Bildung Anspruch machte, hat es sich zugeeignet. Es wurde ins Holländische und Niederdeutsche, zweimal ins Englische, dreimal ins Französische übertragen, auch zu wiederholten Malen in lateinischer Sprache nachgedichtet. Es ist ein getreuer Spiegel seiner Zeit und gegen die Torheiten derselben gerichtet, wie die Vorrede ankündigt „zu Nutz und heilsamer Lehre, Vermahnung und Erlangung der Weisheit, Vernunft und guter Sitten, auch zur Verachtung und Strafe der Narrheit, Blindheit, Irrsal und Torheit in allen Ständen und Geschlechtern der Menschen, mit besonderem Fleiß, Ernst und Arbeit gesammelt,“ namentlich auch wider das Schandtreiben der Geistlichen und den durch ihre Unwürdigkeit verursachten Verfall der Kirche.

Sebastian Brand, im Jahre 1458 in Straßburg geboren, studierte und lebte als Professor der Rechte in Basel, von wo er 1501 durch Geilers Betrieb und Vermittelung nach Straßburg zurückberufen wurde, und bekleidete hier das wichtige Amt eines Stadtschreibers bis zu seinem 1521 erfolgten Tode. Das Werk indes, welches seinen Ruhm begründet und seinen Namen der Nachwelt erhalten hat, ist, wie er in der Vorrede selbst sagt, noch in Basel entstanden. Als Stadtschreiber leitete er einen großen Teil der öffentlichen Angelegenheiten; er war auch Censor, und durch seinen Betrieb ist manche Verbesserung des Stadtwesens ins Leben gerufen worden. So hat er z. B. eine neue Revision der Verfassung durchgesetzt

*) Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses. Berlin 1872.

und die Verhandlungen des Rates, über welche es bis dahin keine eigentlichen Protokolle gab, mit vieler Mühe gesammelt und in einem „Annalen“ betitelten Werke veröffentlicht. Wiederholt vertrat er die Stadt als Gesandter bei dem Kaiser Maximilian dem Ersten und wufste ihr durch seine Einsicht und sein diplomatisches Geschick auch unter den schwierigsten Verhältnissen die Gunst des Reichsoberhauptes zu erhalten, das ihn selbst zum Kaiserlichen Rat ernannte.

Der poetische Gehalt des „Narrenschiffes“ ist kaum sehr hoch anzuschlagen; es ist mehr die Frucht einer ausgedehnten Belesenheit in alten und neuen Schriftstellern, als das Werk eines schöpferischen Geistes; als Satire dagegen, als Sittenschilderung jener Zeit wird sein Wert nicht vergehen, wie denn auch der Eindruck, den seine rücksichtslose Geißelung menschlicher Gebrechen und Verirrungen hervorbrachte, ein ungeheurer gewesen ist. Sebastian Brand eröffnet den Reigen der Schriftsteller, welche Strafsburg zur Heimat der deutschen Satirik und Komik machen, wenn auch spätere darin Größeres geleistet haben, und selbst noch sein Zeitgenosse, der boshafte Thomas Murner, ihn durch Witz und Schärfe, vor allem aber durch dichterisches Talent übertrifft.

Wie der schon drastisch wirkende Titel „Narrenschiff“ des im Jahre 1494 erschienenen Buches andeutet, liegt Brands Gedichten die dramatische Gattung der Sottie*) zu Grunde, im besonderen die Form, in welcher verschiedene Narren in einem Rahmen zusammengefaßt werden. Auch dafs die Narren ein Schiff besteigen, deutet auf den ober- und niederrheinischen Volksgebrauch hin, im Fasching mit Narren beladene Schiffe umherzufahren; außerdem gab es lehrhafte Bilderbogen, auf denen menschliche Laster als Figuren dargestellt wurden. Da solchen Gestalten auch ein Reim beigefügt zu sein pflegte, so hatte Brand diesen nur zu einem satirischen charakterisierenden Gedichte zu erweitern, und das Werk war getan.

Also pfercht er denn in seinem Schiffe mehr als hundert verschiedene Narren zusammen und läfst sie über Schlaraffenland gen „Narragonien“ steuern. Da finden wir den Narren im Rat, den Kinderverzieher, den Geiznarren, den Modenarren, die Buhlnärrin, den geschwätzigen Narren, den Narren, der nach Schätzen gräbt, den Zanknarren, den Narren, der Unnützes studiert, den Narren, der ums Geld freit, den Tanznarren, die Bettelnarren, unter denen in erster Reihe die Mönche figurieren, dann die Reliquienhändler, die sogenannten Stationierer, welche damals im Lande umherzogen und das einfältige Volk brandschatzten, den abergläubischen Narren, den Spielnarren, den Geldnarren, den Narren, der nicht an den Tod denkt, den Wuchernarren, den faulenzenden Narren, den Fastnachtsnarren und noch viele andere in die Kategorie der Narren gestellte Fehlende, Sünder und Frevler mehr. Das ganze Gebiet menschlicher Torheit und Schwäche durchläuft er, und mag sein Spott auch zunächst nur auf die sittlichen Gebrechen seiner Zeit zielen, so trifft er doch ebenso gut auch die der unsrigen; denn menschliche Tor- und Sündhaftigkeit bleiben im Wesen immer die gleichen, wenn auch ihre Äußerungen und Gestalten wechseln. Mit ergötzlicher Selbstironie setzt sich Brand als „Büchernarren“ selbst an die Spitze der von ihm gezüchtigen Toren; am Schlusse des Buches aber bittet er, man möge

*) Wilh. Scherer, Gesch. der deutsch. Litteratur. Berlin 1883. S. 262.

dieses nicht übel aufnehmen; denn er habe es nicht um Geld verfasst, sondern nur Gott zu Liebe, nicht den Leuten zum Ärgernis aus feindlichem Gemüt, sondern der Welt zum Nutzen.

In dem „Vom Geistlichwerden“ handelnden Kapitel wendet er sich gegen die Unwissenheit der Geistlichkeit. Jeder Bauer, sagt er, wolle seinen Sohn Priester werden lassen, damit er alle seine Geschwister ernähre, lehren lasse er ihn aber nicht viel. So gerate die niedere Geistlichkeit in eine unwürdige, ärmliche und anstößige äufßere Lage und so allgemach ins — „Narrenschiff“. In einem andern Abschnitt geißelt er die Pfründensucht der höheren Priesterschaft.

Jedoch wie scharf er auch immer die Mißbräuche und Mißstände in der Kirche und bei der Geistlichkeit angreift, wenn er auch die Pfaffen anklagt, daß sie die heilige Schrift nicht gemäß der Lehre und dem Wehen des heiligen Geistes, sondern nach eigenem Belieben auslegen, so liegt eine Trennung von der alten Kirche seinen Gedanken doch gänzlich fern, vielmehr klammert er sich fest an die Überlieferung und bemüht sich, den wankenden Bau zu stützen.

Nichtsdestoweniger darf sein Name unter den Pionieren der Reformation nicht fehlen; denn das „Narrenschiff“ hat den in den Gemütern schon gährenden Groll anfachen und schüren helfen, ebenso wie die Predigten Geilers und die Schriften Wimphelings, die ja beide auch von einem Bruche mit Rom nichts hören mochten.

Neben dem Satiriker haben wir aber in Sebastian Brand auch den Patrioten zu ehren, das erhellt aus seinen Klagen über den Zerfall des deutschen Reiches und über die Uneinigkeit der Deutschen. Hören wir ihn selbst:

„Deutscher Name war einst hochgeehrt
Und hat erworben solchen Ruhm,
Dass man ihm gab das Kaisertum.
Doch selbst ihr Reich nun zu zerreißen,
Sieht man die Deutschen sich befleissen.“

Und den Machthabern ruft er zu:

„Ihr Kön'ge, Fürsten, Städt' und Lande,
Wie gestattet ihr nur solche Schande?
Dem Reich eilt baldig beizustehn:
So mag das Schiff noch aufrecht gehn.

— — — — —
Darum, die Gott nach euerm Stand
Dazu erwählt hat und gesandt,
Voranzustehn und zu befehlen,
Lasst es an eurer Tat nicht fehlen,
Tut, was euch ziemt nach euerm Grade,
Bevor noch grösser wird der Schade,
Dass wir nicht Sonn' und Mond mehr seh'n
Und Haupt und Glieder untergeh'n.“

Der tief sittlich-religiöse Hauch, der das Buch durchweht, bezeichnet den Charakter desselben mehr noch als die oft ziemlich hausbackene und trockene Satire. Brand will nicht spotten, er will lehren und bessern. Der schon erwähnte Geiler von Kaisersberg, der gewaltigste Kanzelredner seiner Zeit, zugleich der Freund des

Dichters, nannte dann auch das „Narrenschiff“ „den Spiegel des Heils“ und legte es einer Reihe von Predigten als Thema zu Grunde.

Eine allgemeinere Verbreitung des für die Kenntnis seiner Zeit so bedeutsamen Buches haben ermöglicht Zarncke (Leipzig 1854) und Goedeke (Leipzig 1872) durch gute Textausgaben, mehr noch Karl Simrock (Berlin 1872) durch die treffliche Wiedergabe desselben in neuhochdeutscher Sprache, eine Prachtausgabe im vollsten Sinne des Wortes. Sebastian Brand verstand, die Feder ebenso geschickt als Zeichner wie als Schriftsteller zu handhaben, und viele der Bilder, die in Holzschnitt jedem einzelnen Kapitel des „Narrenschiffs“ vorgedruckt sind, rühren von seiner Hand her. Dieselben Bilder nun, die zur Erläuterung des Textes so wesentlich gehören, zieren in getreuer Nachbildung auch diese Ausgabe Simröcks und verleihen ihr wie auch das gleichfalls aus zeitgenössischer Quelle, Reusners bekannten Icones, entnommene Porträt des ehrwürdigen Kanzlers der freien und Reichsstadt Strafsburg noch einen besonderen Wert.

Die deutsche Litteratur ist zwar im ganzen nur arm an Satirikern; einen aber hat sie noch aufzuweisen, und der ist ein Löwe; ihm hat keine Nation einen größeren überzuordnen. Dieser König im Reiche der Satire ist Johann Fischart und auch ihn hat das Elsass erzeugt; denn der lange Streit, ob dieser Satiriker, der größte, den neben dem Athener Aristophanes die Welt gesehen, aus Mainz oder aus Strafsburg gebürtig sei, ist endgiltig entschieden worden: Strafsburg, die deutsche Stadt, hat die Ehre, des großen Fischart Wiege zu sein.

Wie uns aber von dem Leben des Weissenburger Mönches und Meister Gottfrieds von Strafsburg wenig mehr als nichts bekannt ist, so ist uns auch der Lebensgang des der Zeit nach uns soviel näher gerückten Johann Fischart nur in sehr dürftigen Bruchstücken und allgemeinen Umrissen überliefert. Seine reiche litterarische Wirksamkeit fällt in die Jahre 1570—1590. Er ward 1574 in Basel zum Dr. iuris promoviert und bekleidete später juristische Stellen; er hat sich auf weiten Reisen und durch ausgedehnte Lektüre gebildet und Jahre lang zu Strafsburg als freier Schriftsteller gelebt. Allein am äußeren Leben des Mannes haftet ja auch unser Interesse nicht, es haftet an seinen Werken,*) die als einzig geartet in unserm Schriftentum zu bezeichnen sind.

Fischarts Schriften sind zum allergrößten Teile satirischen und humoristischen Inhalts; einige wenige, und zwar die späteren, behandeln aber auch rein geschichtliche und ernste Stoffe. Unter den letzteren ist das bedeutendste ein Gedicht, das den Titel führt „Glückhaft Schiff“. Durch dies Gedicht wirkte er in seinem nächsten Kreise für die Verbindung Strafsburgs mit den evangelischen Städten der Schweiz, indem er in patriotisch warmer Weise die 1576 von den Zürichern zu dem großen Strafsburger Schützenfeste unternommene Ruderfahrt mit dem Hirsebrei feierte, den diese noch warm nach Strafsburg brachten, um den Beweis zu liefern: „sie könnten in Not den Freunden Hilfe bringen, bevor ein Hirsebrei kalt werde“. Aber lange vorher schon, ehe er dieses Schiff vom Stapel liefs, um damit gleichsam

*) J. Fischarts sämtl. Dichtungen, hrsg. von Kurz, 3 Bd. (Leipzig 1866—67) n. Dichtungen v. J. F., hrsg. v. Goedeke (Leipzig 1880). Kürschners D. N. L., Bd. 8.

in das Fahrwasser ernster Stoffe einzurudern, hatten ihm seine Satiren das Anrecht auf Unsterblichkeit gesichert, und im Jahre 1575, ein Jahr vor dem durch das „Glücklich Schiff“ verewigten Strafsburger Schützenfeste, tat er seinen Zweck- und Meisterschufs mit einem Buche, dessen Titelblatt schon die ganze ungeheuerliche Eigenart des Mannes, das nicht zu bändigende Übersprudeln desselben und das ganze Übermafs seiner ausgelassenen Laune offenbart. Diese bedeutendste und vollendetste unter Fischart's Satiren ist „Die Geschichtsschrift oder Geschichtsklitterung“, eine selbständige und einer völligen Neuschöpfung gleich zu achtende Bearbeitung des „Gargantua“ von Rabelais, dem er nur den Grundgedanken und die allgemeine Anlage, wie er selbst sagt, entlehnt hat. Den Franzosen weit hinter sich lassend, gibt uns Fischart in karikierten Zügen ein Gemälde aller Gesellschaftsschichten. Mit unvergleichlichem Witze zeichnet er uns die Welt des sechzehnten Jahrhunderts in ihren höchsten Höhen, wie in ihren tiefsten Tiefen, indem er als künstlerisches Prinzip anwendet die rhetorische Figur der „Häufung“ von komischen Anspielungen, Exkursen, Wortspielen, Annominationen, Reimklängen, Wortverdrehungen mit einer Menge von Sprichwörtern, volkstümlichen Redensarten, Citaten aus Volksliedern, synonymen Bezeichnungen für jedes Ding und jeden Begriff, Notizen über Spiele, Speisen, Getränke, Sitten, Zustände und Anekdoten. Den vornehmen Staatsmann mit seiner fremdländischen Bildung und seinem barbarischen Latein, den lebensunkundigen Bücherweisen, den nächtlichen Zecher und Raufbold, das Volk mit seinen alten, sagenhaften Überlieferungen und abergläubischen Gebräuchen, in seiner Einfalt und Schlaueit, seiner Not und seiner Lust, mit seinen Sprüchen und Anekdoten, seiner Plumpheit und Liebenswürdigkeit — die ganze deutsche Gesittung seiner Zeit sehen wir in treuem Spiegelbilde dargestellt. Das Gedicht ist aber nicht blofs eine Geißelung roher Sitten, eine Verhöhnung des Mönchtums, des mittelalterlichen Unterrichts, der Universitäten als Brutstätten der Scholastiker, sondern anderseits auch eine Verherrlichung des geistigen Fortschrittes, wie es denn auch mit einem prophetischen Hinweis auf die Verfolgung der Evangelischen und auf die Gewifsheit des endlichen Sieges der Wahrheit schließt. Überhaupt ist Fischart ebenso wie Brand weit davon entfernt, blofs den Spötter und Spafsmacher spielen zu wollen; hinter der Maske des Komikers und Satirikers steckt ein sehr ernster Mann, der höheren Zielen zustrebt, der für das Licht wider die Finsternis, für den Protestantismus gegen Rom, gegen Mönch- und Pfaffentum streitet, und deshalb darf Fischart unter die litterarischen Nachfolger Luthers gerechnet werden. Die Reformation hat keinen eifrigeren Vorkämpfer, der Katholicismus keinen unversöhnlicheren Gegner gehabt als ihn. Diesem Kampfe weihte er sein Leben und die beste Kraft seines Geistes, wenn er auch nebenher, wie in seinem „Eulenspiegel“, seinem „Podagrammischen Trostbüchlein“ den Scherz zuweilen als Selbstzweck gelten läfst, oder bei dem Überschwang seiner Laune in tollen Sprüngen sich überschlägt und uns in seiner „Flohhatz“ mit einer an Aristophanes gemahnenden Komik Dinge und Vorgänge ausmalt, welche die heutige Gesellschaft mit dem Schleier des Anstandes verhüllt. Uns, den Kindern einer anderen Zeit, unserem gebildeteren Sinne und feineren Geschmacke widerstreben freilich zum Teil Fischart's Naivetäten, Ausgelassenheiten und Derbheiten und beein-

trächtigen — abgesehen von den sprachlichen Schwierigkeiten — den Genuß an der Lektüre seiner Werke; unser Urteil aber darf dies nicht beeinflussen.

Wie um der Gerechtigkeit willen jeder Mensch mit seinem, nicht mit dem absoluten Maße zu messen ist, so darf auch ein Schriftsteller nicht anders als mit dem Maße seiner Zeit gemessen werden: er ist aus seiner Zeit heraus zu verstehen und zu beurteilen; und gerade Fischart hat den allgerechtesten Anspruch darauf, er, der so ganz inmitten seines Zeitalters steht, so naturgemäß aus ihm herausgewachsen ist, daß seine Schriften eben als eine der reichsten Quellen für die Sittengeschichte seiner Zeit zu schätzen sind.

Fischart steht da als ein Genius ersten Ranges, der seiner Nation wie dem Menscheite überhaupt zu glänzendem Ruhme gereicht, als ein Mann von deutschem Herzen und deutschem Sinne, der für Religion, Familie und Vaterland ein äußerst tiefes, warmes und wahres Gefühl besitzt, der seinen tapferen Deutschen Beständigkeit und Treue als ihre althergebrachten Tugenden nachrühmt und Gott bittet, er möge ihnen ihr angeerbtes Adlersgemüt erhalten; wir haben ihn hochzuschätzen als einen Verfechter des Deutschtums wider den Romanismus.

In jener trauervollen Zeit, als Deutschlands Kaiserscepter von dem eigenützigsten aller Fürstengeschlechter geführt wurde, als Deutschland mit jedem Jahrzehnt dem unermesslichen Elend, dem klaffenden Grabe des dreißigjährigen Krieges entgegenwankte, in jenen Tagen umfasste Fischart mit heißer Liebe sein großes, schönes, unglückliches Vaterland, in jenen Tagen hörte er nicht auf, mit den feurigsten Worten seinen Landsleuten Liebe zum Vaterlande zu predigen und Deutschlands Ehre zu verfechten. Die herrlichen, goldenen Worte seiner „Ermahnung an die lieben Deutschen“ geben ein hellleuchtendes und erhebendes Zeugnis von dem Patriotismus des großen Mannes. Was aber Fischart von seinem geliebten Vaterlande abzuwehren an seinem Teile so redlich sich bemüht hatte, das geschah dennoch, und fast wie eine Ironie der Geschichte will es uns erscheinen, daß gerade die glorreiche Erhebung der Geister, die das deutsche Wesen und die deutsche Art der Elsässer so deutlich offenbart, die auch den Aufgang eines Sternes von solcher Größe, wie Fischart, überhaupt ermöglicht hatte, daß gerade die Reformation den ersten Anstoß geben sollte zum Eindringen des Fremdlings in jenen urdeutschen Gau. Der verhängnisvolle dreißigjährige Glaubenskrieg, jene Blut- und Feuertaufe des Protestantismus, führte den welschen Erbfeind ins Land, ein Ereignis, das Fischart nicht mehr erlebte; er starb als Hohenfelsischer Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken im Winter 1589/90.

Mitten aber in den Wirren und Drangsalen dieses unheilvollsten aller Kriege, während das Auge manches wackeren Patrioten rat- und hilfesuchend von den Vogesen herüberspäht, erhebt sich an unserer Westgrenze noch einmal eine deutsche Kerngestalt, um mit kraftvollen Worten für die bedrohte Nationalität einzutreten, um mit Stolz vor aller Welt sich zum Deutschtum zu bekennen und nachdrücklichen Protest einzulegen wider den Eingang jeglicher welschen Art und Sitte. Diese Kerngestalt ist der Elsässer Johann Michael Moscherosch; er vervollständigt die Gruppe der Elsässer Satiriker. Geboren 1601 in Wilstedt nahe bei

Strafsburg, stammt er mütterlicherseits von dem berühmten Feldherrn Sebastian Schärtlin von Burtenbach ab, einem der deutschesten und redlichsten Männer seiner Tage. Seine Bildung erhielt Moscherosch in Strafsburg, auf dem Gymnasium und der Hochschule, welche ihn, den Juristen, unter vierundzwanzig gelehrten Magistern einstimmig mit dem ersten Preise krönte.

Später trieb ihn seine Reiselust nach Frankreich, das schon damals das gewohnte Wanderziel der gebildeten jungen Elsässer war. Kaum aber hatte er über Genf den Fuß in das Nachbarland gesetzt, so fühlte sich seine deutsche Natur von dem welschen Wesen abgestoßen und angewidert; zumal was er in Paris sah und hörte, füllte ihn mit dem bitteren Hasse gegen alles Franzosentum, der ihn durch sein ganzes Leben begleitete. Nach seiner Heimkehr in das Elsass erwartete ihn, wie es die Unsicherheit aller Lebensverhältnisse der stürmischen Zeit mit sich brachte, ein wechselvolles Geschick. Zuerst Hofmeister im Hause eines Grafen von Leiningen-Dagsburg, wurde er dann, im Jahre 1630, Amtmann des Freiherrn und späteren Reichsgrafen von Kriechingen und Püttingen in Kriechingen, darauf Herzoglich Croy'scher Rat zu Vinstingen an der Saar, hart an der deutsch-lothringischen Grenze. In diesen beiden letzteren Stellungen durchlebte er den ganzen Jammer des dreißigjährigen Krieges; aber als ein deutscher Ehrenmann bewährte er sich in allen Wandlungen des Schicksals, eine tröstliche und erbauliche Erscheinung inmitten der beispiellosen gesellschaftlichen Auflösung, ein fester Anker des Deutschtums in jener Zeit, als das alte Reich in schmachlicher Ohnmacht am Boden lag, und das Welschtum zu allen Türen hereinflutete.

Nach Beendigung des Krieges gestaltete sich das Los des vielgeprüften Mannes günstiger und sicherer. Nachdem er einige Jahre das Amt eines schwedischen Staatssekretärs und Kriegsrats in der Festung Benfelden verwaltet hatte, ernannte ihn die Stadt Strafsburg zu ihrem Fiscal, darauf der Graf von Hanau und Zweibrücken zum Geheimrat und Kammer- und Kanzleipräsidenten, endlich die regierende Landgräfin von Hessen-Cassel 1664 zu ihrem Geheimrat. Dieses Amt bekleidete er, bis er am 4. April auf einer Dienstreise in Worms die treuen Wächteraugen schloß.

Dies ist in flüchtigen Umrissen das äußere Leben des Mannes, der mit der Kraft seines edlen Geistes und dem Feuer seines glühenden Herzens für Deutschland und deutsches Wesen eintrat in den verhängnisvollen Tagen, als unsere Westmark an den seit zwei Jahrhunderten die Fangarme nach ihr ausstreckenden Nachbarstaat verloren ging. Dankbaren Herzens und Sinnes gedenken wir jetzt des tapferen Streiters, nachdem der Fremde vertrieben ist, den er so bitter gehaßt hat, nicht in blindem Fanatismus, sondern weil er wie wenige andere den unvereinbaren Widerspruch zwischen Deutschtum und Franzosentum kennen gelernt und am eigenen und der Seinen Leib und Leben erfahren hatte.

Bezeichnend für die Eigenart Moscheroschs ist es, daß er in den „schweren Seelenkümernissen und den nicht minder großen Anstrengungen des Leibes“, während er nicht wußte, ob der nächste Augenblick ihn noch unter den Lebenden trafe, während er unablässig darauf sinnen mußte, wie er Weib und Kinder vor den Zuchtlosigkeiten des Kriegsvolkes in Sicherheit bringen möchte,

dafs er gerade während dieser namenlosen Ängste und Bedrängnisse zu schriftstellerischer Tätigkeit den Entschluß fassen mochte. Immer darauf gefafst, den Seinigen durch einen jähen Tod entrückt zu werden, fühlte er sich, „aus ehelicher Treu, und väterlicher Fürsorge“ getrieben, den Kindern seinen letzten Willen in einer Reihe von Vorschriften für ihr Verhalten in den verschiedenen Lagen und Wechselfällen des Lebens niederzulegen. So entstand „mitten unter den feindlichen Waffen, mitten unter dem Getümmel und Getürmel der ungehemmten und ungehaltenen Mordkriegsgurgeln, bei welchen weder Mafs noch Ordnung“, in der Woche, in welcher ihm sein zweites Kind geboren wurde, vom 22. bis zum 29. September 1641, sein „Christliches Vermächtnis oder schuldige Vorsorge eines treuen Vaters bei jetzigen hochbetrübtsten Zeiten den Seinigen zur letzten Nachricht hinterlassen“, ein „Vorratskästlein“ goldener Sprüche, ein Zeugnis seiner Gesinnungstüchtigkeit, seiner innigen Liebe zum Vaterlande und zu den Seinigen. Vom ersten bis zum letzten Worte der Ausdruck eines durch und durch deutschen Gemütes, den innersten Herzensregungen entquollen, in schlichter und doch eindringlicher Sprache die bedeutsamsten Angelegenheiten des menschlichen und bürgerlichen Lebens behandelnd, hat das Büchlein, wie seine viermalige Auflage besagt, reichen Nutzen gestiftet.

Vom Kriegslärm umtost, begann Moscherosch auch das Werk, welches seinem Namen in unserer Litteraturgeschichte eine Stätte gegeben hat, um es später in etwas ruhigeren Tagen, während seines Aufenthaltes in Strafsburg, allmählich zu Ende zu führen. Mit dem Einbrechen der verschiedenen fremden Völker in Deutschland, die den hinfalligen Leib des alten Reiches bis zum völligen Erliegen aussogen, zog auch ausländische Sitte und Lebensart mit ins Land, die zwar der deutschen Natur schnurstracks zuwiderliefen, deren sich aber der leider immer nach Fremdländischem haschende Deutsche eifrig bemächtigte, bis in Sprache, Kleidung, Lebensführung, Sinnen und Streben eine widerliche Vermischung welschen und deutschen Wesens um sich griff, die den edlen Kern des Deutschtums mit wüstem Unkraut überwucherte und allmählich zu ersticken drohte.

Einem Charakter wie Moscherosch schnitt dieser fressende Schaden am deutschen Volkskörper tief ins Herz. Um ihn zu heilen, verfasste er vierzehn einzelne, jedoch durch das gemeinsame Gewand von Traumgesichten zusammengehaltene Flug- oder „Strafschriften“, in denen er gegen jenes Übel seiner Zeit ankämpft, gegen die Torheiten und Verkehrtheiten aller Gesellschaftsklassen, gegen Gelehrte und Ungelehrte, gegen Frauen und Männer die Geißel seiner Satire schwingend. Eine nach der andern traten diese Strafschriften unter dem Decknamen Philander von Sittewald ans Licht der Öffentlichkeit mit der Andeutung der Absicht des Verfassers, der Sittenanwalt seiner Zeit zu werden. Später sammelte er die verschiedenen Flugschriften und gab sie als ein Ganzes unter einem nach der Art jenes Zeitgeschmacks überwortreichen und weitschweifigen Überschrift, nunmehr sich selbst als Verfasser nennend, zuletzt 1650 in Strafsburg*)

*) Ausgabe der vier ersten Gesichte mit trefflicher Charakteristik Moscherosch's von Dittmar (Berlin 1830). Kürschner's D. N. L., Band 38.

heraus. Im Traume zeigt er dem gewählten Helden, der sich oft mit der Person des Verfassers identificiert, das Bild der damaligen Welt, das Gebaren der verschiedenen Stände mit ihren Gebrechen und Narrheiten, die ganze Inhaltslosigkeit, Gespreiztheit und Verkommenheit der socialen Zustände in der Heimat und der Freinde; in allen 14 Gesichtern jedoch kehrt immer als Grundton wieder der Protest gegen die Ausländerei, in der Moscherosch eine Hauptursache der geistigen und sittlichen Fäulnis erblickt, die er seinen Lesern zum Bewußtsein zu bringen trachtet; diese kann aber nach seiner Überzeugung nur aufgehoben werden, um nach und nach wieder der Gesundheit das Feld zu räumen, wenn sich den Deutschen das bereits schwindende Nationalgefühl neu belebt.

Natürlich dürfen auch Moscheroschs Strafschriften nur aus seiner Zeit heraus und von der Höhe seines Zieles beurteilt werden, will man dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Welche litterarische Bedeutung aber auch seinem Werke beizumessen sein mag, für uns gewinnt es Wert und Lob durch die Gesinnung, der es entsprungen ist, durch den nationalen Gedanken, der aus ihm spricht, durch den protestantischen Geist, der es durchdringt, durch den Patriotismus, welcher den Verfasser mitten in den schlimmsten Nöten der Zeit an den Schreibtisch getrieben hat. Gleich denen Brands und Fischarts sind auch Moscheroschs Satiren lebenswahre Spiegel ihrer Zeit, Schatztruhen für die Kulturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts, besonders während des dreißigjährigen Krieges. In seinem vollen Werte aber erscheint er uns erst als der Mensch mit dem Adel des deutschen Herzens, mit dem Stempel der deutschen Zucht und Ehrenhaftigkeit, als der entschlossene Gegner alles undeutschen Sinnes und Wesens.

Eine trauervolle geschichtliche Tatsache ist jetzt kurz zu verzeichnen. In der Nacht vom 29. zum 30. September des Jahres 1681 wurde die Kapitulation vereinbart, welche die alte deutsche Reichsstadt Straßburg, die Perle des Elsasses, der Monarchie Ludwigs XIV. einverleibte. Nachdem bereits durch den westfälischen Frieden das Elsass an Frankreich ausgeliefert worden war, hatten Ludwig XIV. und seine Minister ein planmäßiges Entnationalisierungswerk begonnen, dessen Gegenstand nun auch Straßburg wurde. Der erste Angriff richtete sich auf das Bekenntnis der neuen Untertanen. Vor allem galt es, den Protestantismus als den ureigenen Ausdruck germanischen Wesens zu bekämpfen, wo möglich die evangelische Kirche im Elsass gänzlich zu beseitigen; dann kam das andere Hauptelement des Deutschtums, die Sprache, an die Reihe, und schon im Januar des Jahres 1685 erging der königl. Befehl, dafs „alle elsässischen Staatsbeamten ihre sämtlichen Acten in französischer Sprache abfassen sollten bei Strafe, sie als nichtig erklärt zu sehen und 500 Livres zu zahlen.“

Nichtsdestoweniger aber konnten lange Jahre der Fremdherrschaft den deutschen Charakter des Elsasses nur wenig verwischen. In Stadt und Dorf blieb der Kern der Bevölkerung noch ganz deutsch mit deutscher Sprache, deutschem Brauche und deutscher Art. Einen rein deutschen Charakter wahrte sich namentlich auch die in ihren Anfängen aus den Zeiten der Reformation herrührende Universität zu Straßburg. Lange nachdem uns die alte Westmark entrissen, nachdem die edle Reichsstadt selbst preisgegeben war, blieb die Universität noch das Band, welches

das Elsass mit dem Mutterlande verknüpfte, und übte sogar bis weit über den Rhein hinüber ihre Anziehung aus. Die Höhe ihres Ruhmes erstieg diese Universität zu der Zeit, als der große Philologe und Historiker Johann Daniel Schöpflin, „der Stolz der Hochschule“, von 1720 bis 71 dort lehrte und wirkte; und dieser Mann verdient es auch, daß wir, die wir noch immer bemüht sein müssen, die welsche Tünche von den uns einst entfremdet gewesenen alten Reichslande zu entfernen, uns seiner erinnern. Denn er ist es gewesen, der uns eine noch heute unübertroffene historisch-geographische Darstellung des Elsasses*) hinterlassen hat, von der sämtliche späteren Forschungen über die dem Mutterlande wiedergewonnene Provinz ihren Ausgang nehmen. Vor allem aber glänzte Schöpflin unter den ausgezeichnetsten jener Männer, die, dem Elsass seine deutsche Gesittung und sein deutsches Gemütsleben zu bewahren, ihre Kraft und ihre Tätigkeit einsetzten, wenn sie auch mit der Lage der Dinge, die zu ändern damals wohl allen als unmöglich erschien, sich zufrieden geben mußten.

Infolge der starken Anziehungskraft, welche die Strafsburger Universität weithin ausübte, geschah es denn, daß die Söhne fürstlicher und mancher angesehenen Häuser aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, ja Europas sich nach Strafsburg wandten, um dort ihre Studien zu betreiben, und so den Ruf der Hochschule mit ihrem geistigen und gesellschaftlichen Leben in die Ferne trugen. Durch den Ruf der Strafsburger Hochschule angelockt, kam denn auch der junge Goethe, der zwanzigjährige Frankfurter Musensohn, am 2. April 1770 nach Strafsburg.

Kaum erschienen, wird er die Seele der Kreise, in denen er verkehrt. Ein geborener Herrscher im Reiche des Geistes drückt er ihnen alsbald seinen Stempel auf; er empfängt auch seinerseits Eindrücke von ihnen und Anregungen, die für seinen Bildungs- und Lebensgang bleibende und maßgebende Bedeutung gewinnen.

Ist es nun in diesen Strafsburger Verkehrskreisen auch immer die strahlende Erscheinung des jungen Frankfurter Titanen, die unser Auge fesselt und jenen ein so hohes Relief verleiht, so gehören doch auch die Namen mehrerer der übrigen Verkehrsgenossen der Geschichte an, unabhängig von der Sonne Goethe mit eigenem Lichte leuchtend. Ich nenne nur die beiden bedeutendsten unter ihnen, zunächst Herder.

Ein Zufall führte ihn, den viel Älteren, mit Goethe zusammen, und sofort entspann sich zwischen ihnen ein geistiger Verkehr der lebhaftesten Art und von dem allergrößten Einfluß auf die Entwicklung des jungen Goethe. Als Greis noch hebt dieser hervor, wie groß und bedeutend Herders Einwirkung auf ihn gewesen. Herder ist es, der durch seine „Stimmen der Völker“ ihn mit der Poesie von einer andern, neuen Seite bekannt gemacht hat, dem er einen unmittelbaren Anteil einräumt an seinem „Götz“, seinem „Werther“, seinem „Faust“, und wenn Goethe einer der beredtesten Dolmetscher der Volkspoesie geworden ist, so darf Herder auch dies als sein Werk in Anspruch nehmen. Sodann ist der später so unglücklich gewordene Reinhold Lenz zu nennen, der zuletzt in Wahnsinn verfiel. Auch mit ihm pflegte Goethe innige Freundschaft und regen geistigen Verkehr, und er erkennt später selbst an, daß Lenz, der „so talentvolle

*) *Alsatia illustrata Schoepflini. Colmariae 1771. Fol. 2 Bde.*

Alsatia diplomatica Schoepflini. Mannhemii 1772. Fol. 2 Bde.

wie seltsame Mensch“, es gewesen, der ihn in das tiefere Studium und Verständnis Shakespeare's eingeführt habe.

Der durch seine Persönlichkeit zumeist hervorragende unter den Strafsburger Freunden Goethes war der Actuarius Salzmann, ein geborener Elsässer, so recht ein Urbild echter Humanität und liebenswürdiger Weltbildung. Dieser hat nicht nur durch seine Persönlichkeit auf Goethes Geist und Charakter heilsam eingewirkt, sondern auch durch sein unablässiges Streben nach allgemeiner Geistesbildung und durch die Gründung einer „gelehrten Übungsgesellschaft“ einen Mittelpunkt für die litterarischen Interessen in Strafsburg geschaffen. Nicht zum geringsten seinen Vorarbeiten und seiner Mitwirkung war es zu danken, dafs das damalige junge Deutschland mit seinem ungestümen „Stürmen und Drängen“ gerade in Strafsburg einen Tummelplatz fand, um seine Kraft für spätere vollendetere Leistungen zu versuchen und zu steigern. Vor allem war dem Elsässer Salzmann die Pflege der deutschen Sprache und Litteratur eine Herzenssache. Er schrieb und sprach das Französische mit grofser Gewandtheit; allein er tat dies nur in seinen amtlichen Beziehungen, und dann auch nur notgedrungener Weise. Im gesellschaftlichen Verkehr blieb er stets der Deutsche und betonte sein Deutschtum den sich immer breiter machenden Bestrebungen der Verwelschung gegenüber mit mannhaftem Nachdruck. Goethe selbst rühmt ihm nach: „Salzmann drückte sich im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber unstreitig dem Streben und der Tat nach ein vollkommener Deutscher.“

Wie schon oben angedeutet, gibt Goethe selbst im späteren Mannesalter den tiefen Eindruck wieder, den jenes geistig und gemütlich reiche und frohbewegte Jugendleben in Strafsburg in ihm hinterlassen hat, und diese seine Aufzeichnungen in „Dichtung und Wahrheit“ haben uns wie die alte deutsche Reichsstadt, so das Elsaß überhaupt mit einem nie verbleichenden Glorienschein umwoben. Das schöne Land hatte es ihm angetan. In mehreren seiner herrlichsten Schöpfungen spiegeln sich die dort gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen wieder. In Strafsburg gewinnt sein „Götz“ die erste Form, in Strafsburg wird er, wie er selbst bekennt, durch eine „populäre und unbedeutende Puppenspielfabel“ auf den schon länger getragenen „Faust“gedanken zurückgeführt, und so manche seiner poetischen Gestalten, Lerse im „Götz“, Wagner im „Faust“, seine Ottilie in den „Wahlverwandtschaften“ gemahnen an Strafsburger Personen. Wohin wir uns im Elsaß wenden, nach der fruchtbaren Rheinebene oder nach den Bergen des Wasgau's, — allenthalben umwehen uns Erinnerungen an Goethe. Fast allerorten hat der Fufs jenes Lieblings der Grazien und Musen seine Spuren eingedrückt, und viele Örtlichkeiten, deren Namen erst seit ihrer Wiedererwerbung unserm Ohre geläufig geworden sind, hat lange vorher die nämliche Feder verklärt, die das kleine Pfarrhaus in Sesenheim für alle Zeiten mit märchenhaftem Zauber gefeit hat.

Wir sehen, wie das Elsaß noch zu Goethes Zeit seinen deutschen Charakter besitzt. Die Bevölkerung, auch die der kleineren Städte und Dörfer, der sich auch die deutsche Geistesbewegung naturgemäfs nicht so leicht mitteilt, ist anderseits vom französischen Wesen zum Teil nicht einmal oberflächlich berührt worden. Sie ist zwar äufserlich damit zufrieden, dem mächtigen französischen Staatswesen anzugehören, sträubt sich aber, auch nationalfranzösisch zu werden in Fühlen und Denken, in Sprache und Sitte, in Lebensführung und Lebensbrauch.

Selbst ein so scharfer und unparteiischer Beobachter, wie der englische Reisende Arthur Young, erzählt, er habe im Jahre 1789, von Frankreich nach Osten reisend, schon lange vor seinem Übergang über die Vogesen den veränderten Landescharakter wahrgenommen, als er aber dieselben überschritten, sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß er nun in Deutschland sei. In Zabern fand er unter hundert Leuten nicht einen Einzigen, der ein Wörtchen französisch gesprochen hätte.

Da tritt nun das große weltgeschichtliche Ereignis ein, welches fast mit einem Schlage vollbringt, was die feingeplanten Mafsnahmen und Mafsregelungen, die Lockungen und Drohungen der französischen Behörden einundeinhalbes Jahrhundert hindurch zu erreichen nicht vermocht haben, — die Revolution. Sie erst macht den Elsässer zum Franzosen, indem sie mit den alten Überlieferungen aufräumt und eine neue Gesellschaft erzeugt, in der die Nationalität vor der Idee des Weltbürgertums zurückweicht, und der an bestimmte Grenzen gebundene Patriotismus vor dem die Menschheit als eine allgemeine Brüderschaft umfassenden Kosmopolitismus verschwindet. Die Kriege der Republik, die Gloire des ersten Kaiserreichs führen dann die Verwelschung ihrem Ziele entgegen.

Seitdem lebt die Provinz das äußere Leben Frankreichs; unter diesem Lebensstrom aber wallt noch immer still, doch tief ein zweiter, stark genug, wenn er anschwillt, die ihn verbergende lockere Decke zu durchbrechen. In seinen innersten und innigsten Beziehungen, in Haus und Familie, in vertraulichen Ergüssen, im weltlichen und geistlichen Liede, verwahrt der Elsässer in jenen Tagen ebenso wie vor Jahrhunderten ein köstliches Stück unverfälschten Deutschtums; ein triebhafter Gegensatz zu dem Welschen, zu dem eigentlichen Franzosen liegt ihm im Blut, und vor allem die Muttersprache. Solch ein geistiger Trieb läßt sich durch Verordnungen und Mafsregelungen ebensowenig aus Kopf und Brust austilgen, wie die deutschen Kinderreime beim Abschlagen, wie die Gesänge, mit denen man an einigen Orten beim Fastnachtsspiel die kleinen Kuchen erbittet, anderwärts das geschmückte Maienröschen einherführt, fast überall im Lande irgend einen festlichen Brauch der Altvordern aufs anmutigste zu beleben weiß. Es ist wahr: die Sprache bildet nur eines der Elemente, aus denen sich das Volkstum zusammensetzt; aber ebenso wahr ist es: nur mit völliger und innerer Aneignung der fremden Sprache kann ein Volk mit einem fremden Volke zu einem in sich gleichartigen und unzertrennlichen Ganzen verwachsen. Jene deutschümliche Unterströmung in der Tiefe der elsässischen Volksseele ist deutlich erkennbar in dem Auftreten mundartlicher elsässisch-alemannischer Dichter am Anfange des vorigen Jahrhunderts, unter denen der Strafsburger Universitäts-Professor Joh. Georg Daniel Arnold mit seinem Lustspiel „Der Pfingstmontag“ (Strafsburg 1816) eine hervorragende Stelle einnimmt. Kein Geringerer als Goethe hat bekanntlich diesem „dramatischen Idyll“, wie Wilh. Scherer es treffend bezeichnet, einen längeren Aufsatz *) voll wärmster Anerkennung gewidmet; er nennt es „eine höchst lebenswürdige Erscheinung, ein Werk, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelheiten wenig seinesgleichen finden dürfte“, und rühmt „diesem Kunstwerk das große Verdienst um die deutsche Sprache“ nach, „jenen bedeutenden Strafsburger Dialect und nebenher die verwandten ober-

*) Goethe's Werke, Hempel'sche Ausg. Bd. 29 S. 468 ff.

deutschen lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben“. Und der Verfasser selbst wertet Zweck und Wirkung seiner mundartlichen Dichtung richtig mit den Worten seiner Einleitung: „In der Strafsburger, wie in jeder Mundart spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches in seinen Abstufungen eine besondere Nationalcharakteristik bietet.“ Deshalb ist Arnold und sind mit ihm die übrigen Pfleger der deutschen Sprache im Elsass als tapfere Vorkämpfer für die Erhaltung und Belebung des Deutschtums unter jenen so schwierigen Zeitverhältnissen in hohen Ehren zu halten.

Die Reihe dieser tapferen Geistesstreiter ist lang; sie umschließt Namen von vollem Klange, Dichter von Gottes Gnaden, aus denen die deutsche Muse in ergreifenden Tönen zu Herzen spricht. Wir streifen an der ehrwürdigen Erscheinung des alten biederen Gottlieb Conrad Pfeffel*) vorüber, des blinden Leiters der französischen Militärschule zu Kolmar, wo der „hohe Rat“ einen Mittelpunkt französischer Einwanderung bildete; dieser dichtet in Gellertscher Art Fabeln und Erzählungen. Ein treuer Diener des Staates und weltbürgerlichen Sinnes beide Völker mit Liebe umfassend, hängt doch auch er in den innersten Falten des Herzens an Deutschland, an der Muttersprache,

 „Die im lieben Heimatland
 Kündet längst entschwunden Ahnen,
 Dass wir sie noch nicht verkannt.“

wie ein anderer Elsässer, Carl Bernhard, mit warmem patriotischen Empfinden singt.

Von Pfeffel und dem in alemannischer Zunge dichtenden Johann Peter Hebel zur Poesie angeregt, begegnet uns weiter ein Strafsburger von echtem Schrot und Korn, der Notar Ehrenfried Stöber.***) Er will „politisch Franzose, geistig und sittlich Deutscher“ sein; vor allem aber fühlt er sich als Elsässer, als Strafsburger

„Sag an, wo ist ein Land so schön,
 Wie unser holdes Ländchen ist?
 Führ' mich in's Tal hin, zu den Höh'n,
 Wo du wie hier so selig bist.
 Die Welt ist gross, zieh hin und her,
 Du findest doch kein Elsass mehr!“

 Das Rheintal ist uns Vaterland,
 Das Elsass drin sein Diamant.“

Über diesen Sonderpatriotismus kommt er nicht hinaus. „Wie sollt' ich denn leben können, wenn ich meinen Münsterknopf nicht mehr sähe?“ läßt er den Helden in seiner Komödie „Daniel oder der Strafsburger“ ausrufen. — Er ist

„— — — e hiesigs Burjerkind,
 Und zell (dieses) ischt halt min Lust.
 Was fremd isch, schla' ich in den Wind,
 I sa's ditsch von der Brust.“

Protestiert er auch damit gegen das Franzosentum, so tritt ihm doch so wenig wie der Mehrzahl seiner Mitstreiter für die Erhaltung der elsässischen Eigenart auch nur der leise Wunsch in die Seele, daß sein teures Elsass wieder zu Deutschland heimkehren möge. Im übrigen hat er als Herausgeber seiner „Alsatischen

*) Er starb 1809. Seine Werke finden sich in Kürschners D. N.-L. Bd. 73.

***) Er starb 1835 in Strassburg. Seine Gedichte erschienen in Stuttgart 1821.

Taschenbücher“ manchen wertvollen Beitrag zur Geschichte und Volkskunde des Heimatlandes dargebracht.

Die in Deutschland bekanntesten unter den Elsässer Poeten, die Zeugen der Wiedervereinigung des Elsasses mit dem Mutterlande wurden, sind Ehrenfried Stöbers würdige Söhne August und Adolf, der erstere Professor und Stadtbibliothekar, der andere Präsident des evangelischen Konsistoriums zu Mülhausen. Während der ältere über Berg und Tal wanderte, um in den alten Sagen und Liedern, die er in dem von ihm herausgegebenen Jahrbuch „Alsatia“*) mitteilte, unverwerfliche Zeugnisse von der deutschen Vergangenheit, dem deutschen Denken und Sinnen des Volkes zu sammeln, strömte der jüngere sein deutsches Herz in phantasievollen Dichtungen aus und feierte Begebnisse und Persönlichkeiten der Elsässer Vorzeit in Balladen und Romanzen, die an Uhlands Weise anklingen. Reifst zwar auch er sich nicht leicht und leichtfertig von dem Staatswesen los, das ihn so lange geschirmt, — und dies Festhalten an den alten Banden ist auch ein Merkmal deutscher Art — so mahnt er doch zur „Versöhnung“ in dem christliche Liebe atmenden Sonette:

„Wir haben Frankreich unsern Dank gezollt
Mit Gut und Blut; es hat uns selbst entlassen,
Wir trugen Leid; nun gilt es Mut zu fassen.
Des Friedens weiss Panier sei aufgerollt.
Was hilfts, mit Groll die Wunden zu vergiften?
Ist der ein Christ, der mit verschworner Hand
Zerreissen will der Friedensschlüsse Schriften?
O Elsass, Oberlins und Speners Land!
Zwei Völkern den Versöhnungsbund zu stiften,
Sei zwischen beiden du das Liebesband!“

Und in einem späteren Gedichte tut derselbe Adolf Stöber**) den Schritt vom wehmütigen Rückblick zur fröhlichen unbedingten Hinnahme der neuen Zeitlage:

„Wie? ein Venetien soll das Elsass werden,
Soll grollend wider Deutschland sich verschwören,
Bis ihm die Stunde winkt, sich zu empören,
Im Blut zu rächen Unbill und Beschwerden?
So soll's wie Carbonari sich geberden
Mit Büchs' und Dolch? So wollt ihr uns betören,
Dem alten Stammland, dem wir nun gehören,
Zu fluchen — uns'rer deutschen Mutter-Erden?
Nein, Hasseschürer, flammend wie Gambetta,
Nicht fürder sollt ihr unser Herz verfälschen,
Um einzuimpfen tückische Vendetta!
Nicht länger sollt ihr unser Volk verwälschen;
Wir sind der alten Mutter Söhn' auf's neue;
Ihm schwören wir nicht Hass, nein — ew'ge Treue!“

Fürwahr, das ist ein gutes deutsches Wort, und Ehre sei dem Andenken des braven Mannes, der es gesprochen.

Dem Mülhäuser Brüderpaar stellen sich als Dichtergenossen an die Seite: ihr Mitarbeiter Gustav Mühl,***) der tapfere Streiter wider die hereinbrechende

*) Herausg. in Mülhausen 1850—67. Die Sagen d. Elsasses. 2. Ausg. St. Gallen 1858. Er starb 1884.

**) Seine früher zerstreuten Gedichte erschienen 1846 gesammelt in Hannover, in 2. Aufl. 1893. Er starb 1892 als Stadtschulrat in Mülhausen.

***) „Aus dem Elsass.“ Gedichte von Gustav Mühl. Strassburg 1878.

Verwelschung und für die deutsche Muttersprache, der vortreffliche Ludwig Spach,*) der unter dem Dichternamen Ludwig Lavater mit so markiger Hand die deutsche Laute geschlagen und 1870 als einer unter den Ersten sich zur deutschen Sache bekannt hat, und noch viele andere treue deutsche Herzen, wie Georg Zetter mit dem Dichternamen Friedrich Otte, die beiden Hackenschmidt, Vater Christian, der Strafsburger „Körbemeister“, und sein Sohn Carl, der Kaiser Wilhelm den Siegreichen in schwungvollem Gesange feierte, vor allem auch der kerndeutsche Bürger und Handwerksmeister, der greise Drechslermeister Daniel Hirtz zu Strafsburg, der so zuversichtlich ins Land hinausrief:

„So lang noch unser Münster steht
— Und dies isch noch gesund —
Au d' Muedersproch nit untergeht:
Denn viel gäng dnoh (dann) zue Grund.“

Dafs nun, wie wir gesehen haben, trotz des Widerstandes einer mehr als zweihundert Jahre währenden Fremdherrschaft, trotz alles Eifers im Erlernen und Verbreiten des Französischen die Erhaltung oder auch nur Fristung der deutschen Sprache und Dichtung in Elsaßs-Lothringen dennoch möglich gewesen ist, erklärt sich als die Wirkung zweier Hauptursachen: erstens ist der Stamm der Elsässer dem der Franzosen gegenüber der urwüchsigere und lebenskräftigere und weist deshalb auch ein stärkeres Wachstum der Bevölkerungsziffer auf als jenes. Sodann hat die deutsche Sprache in viel höherem Grade den Charakter einer wirklichen Singsprache, da sie zahlreiche alte und neue Volkslieder samt den dazu gehörigen und mit diesen stetig überlieferten Weisen oder Melodien besitzt, die mit der Eigenart und dem Gemüte unseres Volkes und seiner verschiedenen Stämme aufs innigste verwachsen sind. Soviel auch das Volk in Elsaßs-Lothringen das Französische erlernt und gesprochen hat, so hat es doch niemals in französischer Sprache gesungen; auch diejenigen, welche untereinander meist französisch sprachen, sangen von je her nur deutsche Lieder. Vergeblich versuchte man, deutsche Lieder ins Französische zu übersetzen, um sie nach den altgewohnten deutschen Weisen singen zu können, und selbst in Paris wird, wie ein mir vorliegender Bericht**) von dort besagt, von Elsaßs-Lothringern bei Hochzeiten und andern Familienfeiern nur in deutscher Sprache gesungen. Deutsche Dichter aber, wenn auch nur Reime schmiedende, die Sangbares lieferten, hat es, wie oben gezeigt ist, im heutigen Reichslande zu allen Zeiten und selbst oder gerade unter Bürgern und Bauern gegeben.

So haben denn auch die elsässischen Dichter bis in die neueste Zeit sich vorzugsweise der Muttersprache bedient. Sie haben das Deutsche in Ehren gehalten, auch weil sie nicht wohl anders konnten; denn die Poesie, in welcher die Form eben nur der Abglanz des innersten Wesens ist, duldet schlechterdings auch den Anflug von Unwahrheit nicht, der dem Gebrauch einer fremden Sprache bei Übung dieser Kunst nun einmal anhaftet. Seit etlichen Jahren schon hat sich sogar von Strafsburg aus eine eigenartige, höchst beachtenswerte künstlerische Bewegung im Elsaßs entfaltet, die nichts Geringeres als ein neues Aufblühen der elsässisch-alemannischen Dialectpoesie bedeutet, und in Folge dessen ist auch die

*) „Der Münsterbau.“ Ein Oratorium. Strassburg 1865. „Kaiser Sigismund.“ Ein histor. Singspiel. Strassburg 1866. „Heinrich Waser“. Ein Drama. Strassburg 1875. „Dramatische Gemälde aus Strassburgs Vergangenheit.“ Strassburg 1876.

**) „Polyglottes aus Frankreich.“ No. 498 der Voss. Zeitung vom 23. X. 1902.

Gründung elsässischer Volksbühnen in den gröfseren Städten des Landes ins Werk gesetzt worden.

Die mundartliche Dichtung erlebte im Elsass, wie oben dargelegt worden ist, schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine gewisse Blüte, als deren vornehmster Träger der Strafsburger Arnold mit seinem von Goethe auferordentlich gelobten „Pfungstmontag“ anzusehen ist. Als aber im Laufe der Jahre bei der andauernden und sich steigernden Verwelschung in die gebildeteren und vornehmeren Kreise des Bürgertums allmählich französischer Geist und französische Bildung eindrang, wurde diese Dialectpoesie vernachlässigt und fiel fast der Vergessenheit anheim. Nach der Rückeroberung des Landes aber fing man im Elsass sehr bald an, dem geistigen Leben Frankreichs wieder fremd zu werden, verhielt sich jedoch dem Eingänge deutscher Kunst und Wissenschaft gegenüber in den beiden ersten Jahren nach dem Kriege mit Absicht sehr spröde, und so war es natürlich, dafs man des alten vergessenen, heimischen Kunstschatzes sich wieder erinnerte. Arnolds „Pfungstmontag“*) wurde wieder gelesen, gepriesen, aufgeführt und mit grofser Begeisterung aufgenommen; binnen kurzer Zeit traten junge Dichter und Dichterlinge in grofser Zahl auf, die mit liebevoller Hingabe an die Eigenart ihrer Heimat ihr Talent der Dialectpoesie widmeten. Unter den verschiedenen Zweigen dieser Dichtungsart wurde das Drama bevorzugt, und es gab bald keinen elsässischen Verein mehr, der nicht an den langen Winterabenden seine Mitglieder und Freunde durch Aufführungen elsässischer Schauspiele erfreute und für diese heimische, im Grunde echt deutschümliche Dichtung begeisterte. Diese Bewegung zugunsten des Deutschtums wurde noch besonders durch den Umstand gefördert, dafs die Kenntnis und der Gebrauch des Dialects im Verkehr des täglichen Lebens im Elsass viel verbreiteter ist, als in den übrigen deutschen Landen, ja selbst in den vornehmsten Volkskreisen gewohnheitsgemäfs gesprochen wird. Einsichtige Strafsburger Kunstfreunde erkannten bald, dafs diese Bewegung eine recht tiefgehende sei, und dafs gerade ihre grofse Volkstümlichkeit ihr die Gewähr der Dauer biete. Deshalb vereinigten sie sich zu dem Beschlufs, sie in ordnungsmäfsige Bahnen zu leiten, und gründeten zu diesem Zwecke im Winter des Jahres 1898 das „Elsässische Theater“ in Strafsburg, das nach ihrem Plane zu einer Volksbühne im wahren Sinne des Wortes sich ausgestalten sollte; wurde von ihren Brettern herab doch die Sprache der Heimat, des elsässischen Volkes gesprochen; waren doch die Dichter selbst Söhne dieser engeren Heimat, die mitten im Leben ihrer Volksgenossen standen, die Darsteller nicht vagante Künstler von Beruf, sondern angesessene Bürger und Bürgerinnen Strafsburgs. Das Unternehmen fand ausserordentlichen Beifall und rief eifrige Nachahmung hervor auch in den übrigen elsässischen Städten, von denen die Strafsburger um die Wette zu Gastspielen eingeladen wurden. In Mülhausen und Kolmar wurden gleichfalls derartige elsässische Dialecttheater ins Leben gerufen, und in Mülhausen hat man in der Folge sogar eine eigene, periodisch erscheinende, gleichsam dramaturgische Zeitschrift gegründet, „die Mittheilunge üs'm Elsasser Theater Milhüse“, die ausschliesslich der Vertretung dieser Kunstinteressen dient und aufserdem Beiträge im Dialect und im Hochdeutschen veröffentlicht. In den

*) Zweite, nach den Noten des Dichters († 1829) verbess. Ausg., ausgestattet mit einer Auswahl aus seinen hinterlass. Gedichten, einer Biographie, einem Wörterbuch u. mit 40 Illustr., Strassburg 1850. Neue revidierte Ausgabe mit einer literar-hist. Einleitung v. L. Spach, Strassburg 1874.

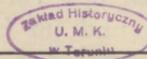
10-
1

kleineren Städten des Elsasses, die eine wirkliche Bühne nicht bestehen bereits allerwärts Vereine, die, von den größeren Bühnen durch Gastspiele gern unterstützt, in kleinerem Rahmen dasselbe zu erreichen sich bemühen. Aus all diesen Tatsachen geht hervor, daß diese Bewegung als eine ganz eigenartige und bedeutungsvolle anzusprechen ist, und diese künstlerische Richtung, die sich bereits stolz die „jung-elsässische Schule“ nennt, hat nicht unrecht mit ihrer Behauptung, daß in den übrigen deutschen Landen nichts Analoges sich finde. Wir aber erkennen in dieser Bestrebung ein deutliches Merkmal dafür, daß die deutschtümliche Strömung in zunehmender Breite aus der Tiefe der elsässischen Volksseele an die Oberfläche emporsteigt. Und einen statistischen Gradmesser für dieses stetige Vorschreiten des Deutschtums gibt uns der von Emil v. Borries in der Zeitschrift „Deutsche Erde“ (Gotha, 2. Jahrgang 1903, Heft 2.) veröffentlichte, auf amtlichen Unterlagen beruhende Aufsatz (mit Sonderkarte) an die Hand, auf welchen des beschränkten Raumes wegen hier nur kurz hingewiesen werden kann.

Wenn wir nun sehen, daß zu allen Zeiten Männer, denen das deutsche Herzblut voll durch die Adern strömte, unser nationales Kleinod, die gemeinsame Muttersprache, im Elsass gehegt und gehütet und Volksgeist wie Geschichte ihrer Heimat mit dem Glanze der Poesie verklärt haben, daß im Elsass solch ein unerschöpflicher und unversiegbarer Born deutschen Lebens quillt, daß Sage und Überlieferung, daß alles, was echt und groß in der Geschichte, auf deutsche Wurzeln zurückweist, daß Hunderte von Denkmälern an eine deutsche Vergangenheit mahnen, wenn wir feststellen können, daß alle Hebel des französischen Bürokratismus im Bunde mit Napoleonischen Erinnerungen, dem deutschen Sprachgebiete auch nur den Raum einer Wegstunde streitig zu machen, nicht vermocht haben, wenn deutsche Dichtung und deutscher Gesang so liebevolle Pflege finden, mit einem Worte: wenn das deutsche Herzblut im Elsass so mächtig pulsiert, — dann wird es auch zweifellos gelingen, mit linder, aber fester Hand die schillernde fremde Tünche gänzlich zu tilgen und die kostbare Grundschrift in alter Reinheit und Herrlichkeit wieder ans Licht zu stellen.

Aus dieser Gewißheit heraus ist denn auch von Allerhöchster Stelle infolge eigenster Entschliessung Seiner Majestät des Kaisers eine hochbedeutsame Kundgebung ergangen, jene Kabinettsordre vom 9. Mai 1902, durch welche Seine Majestät, „um den Bewohnern von Elsass-Lothringen einen besonderen Beweis Seines Wohlwollens zu geben, sowie im Vertrauen auf die reichstreue und loyale Gesinnung, die sich je länger je mehr in der Bevölkerung der Reichslande befestigt hat und Allerhöchstdemselben bei seinen wiederholten Besuchen dieser dem Vaterlande wiedergewonnenen Länder in unzweideutiger Weise entgegengetreten ist,“ die Aufhebung des § 10 (des sog. Dictaturparagraphen) des Gesetzes vom 30. Dezember 1871 verordnet hat.

Demgemäß dürfen wir die feste Zuversicht hegen, daß die Zeit bald da sein wird, in der auch die Elsass-Lothringer die Tage von Weissenburg und Wörth, von Gravelotte und Sedan als nationale Ehrentage, als Gedenktage der Befreiung von der Fremdherrschaft feiern werden.



Druckfehler-Verzeichnis: Lies S. 4 Z. 16 schließlic, S. 7 Z. 31 Otfried, S. 8 Z. 11 Rande, Z. 22 großes, S. 19 Z. 1 denn, S. 20 Z. 38 Podagramisch, S. 24 Z. 27 XIV.

